Reck-Malleczewen, Mit Admiral Spee

Mit Admiral Spee



von
Fritz Reck-Malleczewen





[illegible] [illegible] 4,50

Urteile der Presse
über Brandstaedters „Weltkrieg 1914/15“.

„Das Werk wendet sich in einer allgemein verständlichen, übersichtlichen Art an alle Kreise des Volkes und gibt diesem nach sämtlichen Quellen und Berichten sowie Beiträgen von Augenzeugen eine ausführliche Darstellung sämtlicher Vorgänge auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen, wodurch im Volke das Verständnis für die gewaltigen Taten der deutschen Heere erweckt wird. Das Werk wird aber vor allem den Leser auch in späteren Zeiten durch die ihm innewohnende Kraft der Gegenwart mitten in die große Zeit versetzen, in der wir jetzt schon leben, ihm den mächtigen Aufschwung des Volksgeistes und Volksbewußtseins verständlich machen und so noch in fernen Tagen ersprießlich und erzieherisch wirken.“ (Saale-Zeitung.)

„Die Ausstattung macht einen durchaus vornehmen Eindruck, und der Text ist sehr interessant gehalten.“ (Prager Abendblatt.)

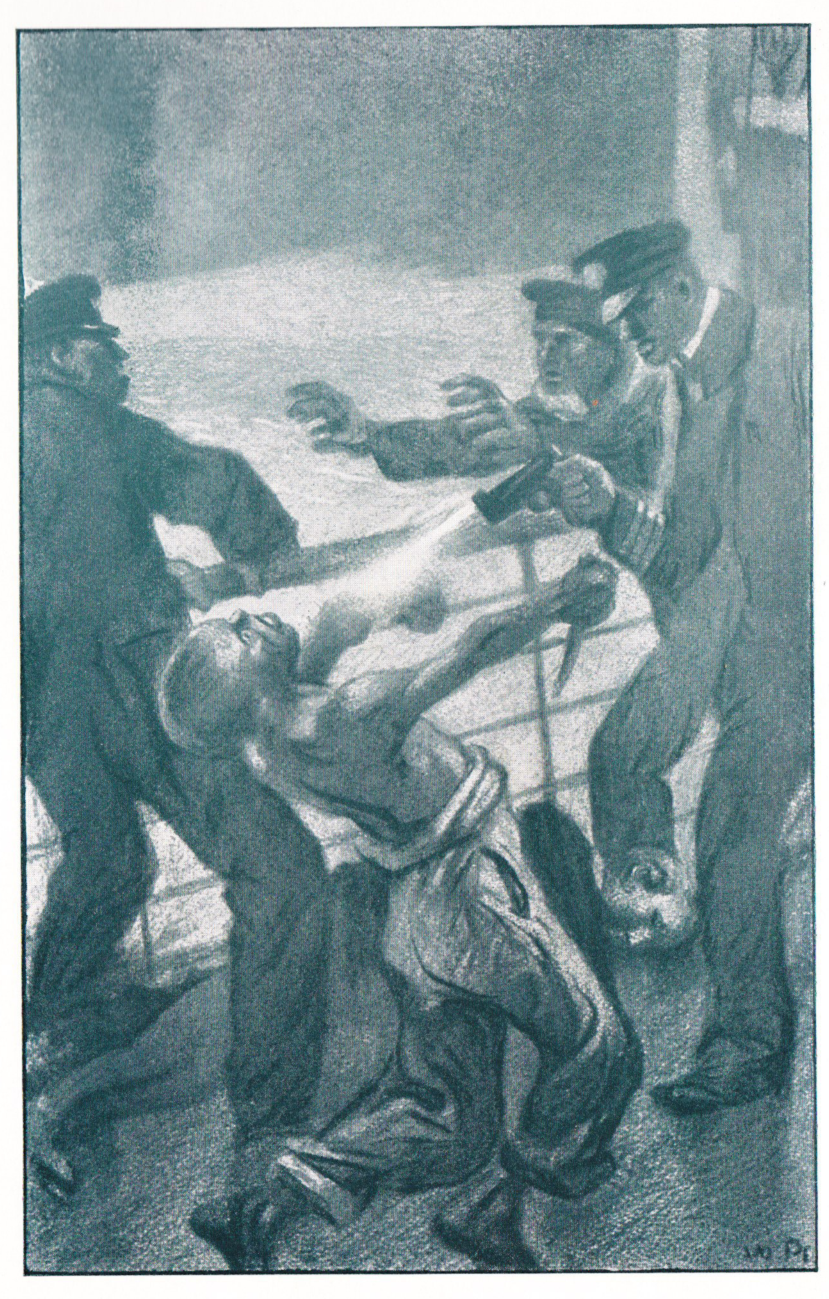
„Unter den zahlreichen Kriegszeitschriften ist Dr. Otto Brandstaedter, Der Weltkrieg 1914/15 sicherlich eine der besten und wohlfeilsten. Das Werk enthält einen wertvollen, klar gedruckten Text, der nichts Wesentliches vermissen läßt, und bringt an Karten und Bildern so viel, daß selbst der weniger gewissenhafte Leser schon beim bloßen Durchblättern reiche Belehrung schöpfen kann. Deshalb sei dieses Kriegswerk, das auch Oesterreichs und Ungarns Anteil am weltgeschichtlichen Ringen gebührend berücksichtigt, aufs wärmste empfohlen.“ (Mitteilungen des Vereins Südmark in Graz.)

„Der billige Preis und das reiche Bilder- und Kartenmaterial sind zwei weitere Vorzüge, die dem Werke sicherlich große Verbreitung verschaffen werden.“ (München-Augsburger Abendzeitung.)

„Der gelungene Anfang läßt das Zustandekommen eines prächtigen Volksbuches erhoffen, das ein interessantes zeitgenössisches Denkmal werden wird.“ (Königsberger Allgem. Zeitung.)

„Das vorliegende, reich mit Bilder- und Kartenmaterial ausgestattete Kriegswerk behandelt die Ereignisse im Land- und Seekrieg in einer angenehm empfundenen Klarheit und Verständlichkeit. Die in dem fortlaufenden Text zur Veranschaulichung eingestreuten, gut ausgewählten Berichte von Augenzeugen gestalten das Ganze sehr lebendig und abwechslungsreich. Das Werk kann jedem, der eine zusammenhängende, folgerichtige Darstellung der großen Ereignisse der Gegenwart zu besitzen wünscht, aufs wärmste empfohlen werden.“ (Neue Freie Presse.)

Mit Admiral Spee



Mit Admiral Spee. Seite 20.

Mit Admiral Spee

Erzählung für die Jugend aus dem Seekrieg 1914/15

von

Fritz Reck-Malleczewen

Mit sechs Vollbildern von W. Planck

Zweite Auflage



Stuttgart

Verlag von Levy & Müller

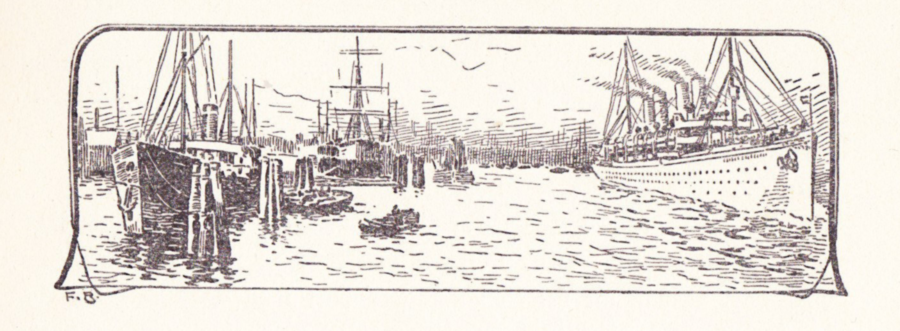
Druck: Chr. Verlagshaus, Stuttgart.



Inhaltsverzeichnis







Erstes Kapitel.

An Bord des Barbarossa.

Der verhängnisvolle 3. August 1914. — Anvertrautes Gut. — Die lauernden Kreuzer. — Die englische Kriegserklärung. — Ein rascher Aufbruch. — Der Verdacht. — Die maskierte Fahrt. — In der Telefunkenkabine. — Der entlarvte Verräter. — Ein nächtlicher Überfall. — Mann über Bord.

Am 3. August des Jahres 1914, eben als die Sonne am heißesten auf den amerikanischen Hafen von Manila herabbrannte, war dort der deutsche Dampfer Barbarossa, ein schönes, schlankes Schiff, auf der Reede angekommen. Während vom Fockmast die gelbe Quarantäneflagge niederging zum Zeichen, daß der amerikanische Hafenarzt das Schiff seuchenfrei befunden und für den Verkehr mit dem Lande freigegeben hatte, stand oben auf der Brücke Kapitän van Appen im Gespräch mit einem schlanken Jungen, unter dessen tropenbrauner Haut niemand denselben Erich Karsten aus Bremen erkannt hätte, der noch vor kaum drei Monaten die Bänke des Bremer städtischen Gymnasiums gedrückt hatte. In der Tat, das städtische Gymnasium und das glücklich beendete Examen, beides hatte er gründlich vergessen auf dieser Fahrt, die er auf Wunsch seines Vaters, des Bremer Reeders Karsten, unter dem Schutze seines väterlichen Freundes van Appen auf dem Barbarossa angetreten hatte. „Laß

dir zunächst mal andern Wind um die Nase wehen, mein Jung," hatte der Vater gesagt. Und diesen Rat hatte Erich gründlich befolgt. . . .

„Ich weiß nicht," sagte der Kapitän, während er auf zwei grau bemalte, eine Seemeile weiter dem Lande zu liegende Kriegsschiffe wies, „was die beiden Engländer dort wollen. Sie haben scheinbar ihre Maschine zur Reinigung auseinandergenommen und signalisieren dabei fortwährend, als ob sie trotzdem etwas Besonderes unternehmen wollten."

In der Tat gingen an den Masten der beiden Schiffe fortwährend Flaggen auf und nieder. Erich fragte den Kapitän nach der Bedeutung dieses Treibens. „Ja, mein Jung," sagte der, „wenn ich das selbst wüßte! Signale hält jedes Kriegsschiff geheim, und das Buch, in dem die Signale aufgezeichnet sind, ist mit Bleiplatten beschwert, damit es sofort untergeht, wenn es je ins Wasser fällt. Aber sieh mal, das ist eine Überraschung!" Er sah mit dem Glas nach einem kleinen Motorboot, das in schnellster Fahrt, so rasch, daß die Wellen über das kleine Vorderdeck gingen, eben an den beiden Engländern vorbeischoß und auf den Barbarossa zuhielt. „Das scheint mir wahrhaftig," sagte der Kapitän, das Prismenglas absetzend, „unsere Konsulatsbarkasse zu sein; und es müßte doch sehr sonderbar zugehen, wenn sie uns nicht etwas Besonderes brächte. Du kannst hier auf mich warten, ich will selbst nachsehen, was es gibt."

Bald darauf sah Erich, wie der Konsul, ein großer Mann mit langem, weißem Vollbart, das Fallreep hinaufstieg und nach kurzer Begrüßung mit dem Kapitän in dessen Wohnung verschwand.

Sie mochten keine zehn Minuten dort verweilt haben, als der Obersteward des Barbarossa alle Offiziere und Maschinisten zum Kapitän rief. Die Dampfwinden, die schon mit dem Löschen der Ladung begonnen hatten, standen plötzlich still. Die Leute scharten sich in Gruppen um die Raumluken und besprachen anscheinend

die unerwartete Unterbrechung. Auch Erich fühlte, daß irgend ein besonderes Ereignis in der Luft lag. Vom Lande her trieb die leichte Brise dichte Rauchwolken auf den Barbarossa zu. Als Erich aufsah, bemerkte er, daß sie aus den Schornsteinen der beiden englischen Kreuzer kamen, die der Kapitän vorher so argwöhnisch beobachtet hatte. Er hatte aber keine Zeit darüber nachzudenken, denn im selben Augenblick sah er schon den Konsul in Begleitung des Kapitäns aus dem Salon kommen und wieder dem Fallreep zuschreiten. „Gott befohlen, Kapitän, will's Gott, auf Wiedersehen!" hörte Erich ihn sagen. Dann sah er die Barkasse ebenso eilig und geheimnisvoll verschwinden, wie sie gekommen war.

„Erich Karsten!" Die Stimme des Kapitäns schallte plötzlich über Deck, ganz anders als sonst, wenn er ihn gerufen hatte. Sofort war er zur Stelle.

Bevor sie in den Salon eintraten, auf den sie zugingen, hielt der Kapitän einen Augenblick an. „Mein Jung," sagte er, „dein Vater ist mein guter Freund und ein deutscher Mann. Willst du versprechen, an ihn zu denken und ebenso zu sein wie er? Gut, dann gib mir deine Hand darauf! So, Erich, ein Mann ein Wort. — Und nun sollst du wissen, was es gibt. Unser Kaiser hat den Franzosen und Russen daheim den Krieg erklären müssen, und unsere Freunde und Vettern, die Engländer, sollen die Absicht haben, wie mir der Konsul mitteilte, sich schon in den nächsten Stunden ihnen anzuschließen. Ich glaube nicht, daß die da drüben" — er wies auf die beiden Kreuzer, deren Schornsteine eine schwarze Qualmschicht über das Wasser warfen — „nur Kaffee kochen wollen. Wir sind als Hilfskreuzer der Flottenstation in Tsingtau überwiesen worden, und wenn wir den beiden da entwischen wollen, werden wir jeden Mann an Bord brauchen. Willst du mithelfen? Ja? Na natürlich, mein Jung, das habe ich erwartet von dir. Und nun komm!"

Er riß die Tür zum Salon auf, wo die Offiziere und die Maschineningenieure noch versammelt waren.

„Herr Becker,“ rief er den ersten Ingenieur des Barbarossa, „in welcher Zeit können wir Dampf aufmachen?“

„In drei Stunden,“ war die Antwort.

„Geht nicht, dauert zu lange. Der Barbarossa ist arg bewachsen*) und läuft höchstens siebzehn Meilen. Wir müssen mindestens vier Stunden Vorsprung vor den Engländern haben.“

„Wenn ich das Öl von der Ladung verfeuern darf, haben wir in einer Stunde wieder genug Dampf, und die Engländer haben eben erst angefangen und brauchen gut sechs Stunden.“

„Nehmen Sie sich, was Sie brauchen, und tun Sie, was Sie können. In einer Stunde will ich auslaufen. Herr Prahl,“ er wandte sich an den dritten Offizier, „Sie sorgen dafür, daß die Passagiere in einer halben Stunde von Bord sind. Die übrigen Herren gehen an ihre Posten und nehmen ihre Pistolen. Sie haften mir dafür, daß sich niemand, wer es auch sei, dem Fallreep nähert. Wer dawider handelt, wird mit der Waffe in der Hand abgewiesen. — Herr Hillgendorf!“ Der erste Offizier des Barbarossa trat vor, während die andern den Salon verließen. „Ist Ihnen,“ fragte der Kapitän, „nicht etwas Besonderes aufgefallen?“

Der erste Offizier dachte nach. „Mich wundert's,“ sagte er nach kurzem Besinnen, „daß wir die Nachricht vom Kriegsausbruch erst hier im Hafen und nicht schon auf See von einer der drahtlosen Stationen empfangen haben.“

„Sehen Sie,“ sagte der Kapitän, „das ist auch mir aufgefallen. Wie heißt der neue Telegraphist, den wir in Bombay an Bord genommen haben?“

„Er heißt Schneider. Seine Papiere sind in Ordnung, und er hat bisher seinen Dienst gut getan. Soll ich ihn rufen?“

„Bewahre, nein. Aber in jedem Fall scheint Herr Schneider

*) Auf langer Fahrt, in den warmen Gewässern zumal, bewachsen die Unterwasserteile des Rumpfes mit einem dicken Belag von Algen und Muscheln, der die Geschwindigkeit bedeutend vermindert.

in den letzten zwölf Stunden ein wenig lange geschlafen zu haben oder . . . Aber ein Zufall ist ja möglich. Jedenfalls werden wir in den nächsten Stunden und Tagen besonders aufpassen müssen. Du hast," wandte er sich an Erich, „deine Zeit auf dem Barbarossa gut ausgenützt. Übernimmst du es, den Telegraphisten, wenn es sein muß, abzulösen?"

Erich schlug das Herz vor Freude. In der ersten Hälfte der Reise hatte er manche Stunde oben bei dem Telegraphisten des Barbarossa gesessen, der dann leider im Hafen von Bombay bei einer Fahrt an Land ertrunken war. Der freundliche Mann hatte, wenn es sein Dienst erlaubte, den Jungen in die Geheimnisse der Morseschrift und des Apparates eingeweiht, der das einsame Schiff mit der weiten Welt draußen verband. Und Erich hatte oft, den Hörhelm auf dem Kopf, auf die langen und kurzen Töne gelauscht, die von weit, weit herkamen, und sie dann als ebensoviel lange und kurze Striche des Morsealphabetes aufgezeichnet und entziffert. Nun sollte er mit dem, was er halb spielend erlernt hatte, dem Vaterland den ersten Dienst leisten. Freudig bejahte er die Frage des Kapitäns.

„Gut," sagte der Kapitän, „Erich Karsten gehört also von heute an zur Schiffsmannschaft, und Sie werden ihm nachher Uniform und Waffen geben. Du sollst übrigens noch hier bleiben; Herr Hillgendorf geht jetzt wohl ebenfalls auf seinen Posten."

Als sie allein waren, begann der Kapitän: „Weißt du auch, mein Jung, was deine erste Pflicht ist? Du wirst da oben in der Funkerkabine mancherlei als erster von der ganzen Besatzung erfahren, auch früher als ich selber. Du bist noch reichlich jung. Aber ich denke, wir verstehen uns, und du kannst reinen Mund halten. Hör also zu: Ich kann es mir kaum denken, daß wir die Meldung vom Kriegsausbruch nur durch einen Zufall nicht erhalten haben. Der Barbarossa ist eine fette Beute für feindliche Kreuzer, und die haben vielleicht einen Gewährsmann bei uns an Bord,

mit dem sie sich gut stehen, verstehst du mich? Kennst du diesen Herrn Schneider?"

Erich mußte die Frage verneinen. Der neue Telegraphist hatte ihn mürrisch abgewiesen, als er ihn um dieselbe Liebenswürdigkeit gebeten hatte, mit der ihm sein Vorgänger entgegengekommen war.

„Es ist ja möglich," meinte der Kapitän, „daß ich dem Mann mit meinem Verdacht unrecht tue. In jedem Fall aber hast du ihn in den nächsten Tagen zu überwachen. Du kennst ja den Apparat und wirst es bemerken, wenn an ihm etwas geändert worden ist. Vor allem darf uns keine Nachricht unterschlagen werden, die uns übermittelt wird, und kein Signal darf ohne unser Wissen heraus. Gib also acht und vergiß, wenn du oben in der Kabine allein bist, die Pistole nicht. Denn wenn Schneider wirklich ein Verräter ist, wird er dir jetzt sicher nachstellen. Hast du mich verstanden?"

„Jawohl, Herr Kapitän!"

„Gut. Und nun denke einmal darüber nach, wie wir ihm eine Falle legen könnten."

„Das wüßte ich jetzt schon," gab Erich nach kurzem Besinnen zur Antwort. „Haben wir Reservematerial für den Telefunken-apparat an Bord?"

„Natürlich. Aber erst sag mir, was du tun willst."

„Das will ich Ihnen an Ort und Stelle zeigen, Herr Kapitän."

Sie stiegen die Treppe nach dem Bootsdeck hinauf, wo Wand an Wand mit der Kapitänswohnung die Telefunkenkabine lag. Die Drähte, die zwischen dem Fock- und dem Großmast ausgespannt sind, um die von fernen Fahrzeugen oder Stationen kommenden elektrischen Wellen aufzufangen, laufen bei allen Schiffen schließlich am Fockmast hinunter und münden in die Zelle des Telegraphisten, wo sie verschiedene, hier nicht näher zu beschreibende Apparate passieren und schließlich in einen gewöhnlichen Telephonhörer münden, der dem aufnehmenden Telegraphisten in langen und kurzen, den

Strichen und Punkten der Morseschrift entsprechenden Tönen die Signale übermittelt. Mit einem Satz hatte sich Erich auf das niedere Dach der Kapitänswohnung geschwungen und fand bald die Stelle, wo die vom Mast kommenden Drähte in das Dach der Telefunkenkabine mündeten. „Jetzt brauche ich nur einen Reservehörer, Leitungsdraht und das nötige Werkzeug. Dann schließe ich eine Nebenleitung an diese Drähte hier an, und wir können bequem aus Ihrer Wohnung belauschen, was Schneider an Depeschen empfängt."

„Gut, mein Jung. Leg' dich aber so lange platt auf das Dach, damit dich niemand von unten sieht."

Erich drückte sich, als der Kapitän gegangen war, so gut er konnte, auf das Dach nieder. Jetzt erst, während seiner unfreiwilligen Muße, konnten seine Gedanken bei dem verweilen, was er in den letzten Stunden erlebt hatte. Er dachte an das Vaterland daheim und an die Überzahl der Feinde, die es bedrohten. Und dann sah er nach den beiden Kreuzern hinüber, die morgen vielleicht schon, wenn sich auch die Engländer gegen Deutschland erklärt hatten, den Barbarossa eingeholt und in den Grund gebohrt haben würden. Nun gut, dann würde auch er vorher seine Pflicht getan haben. Dann sah er wieder nach Westen, wo fern, ganz fern Deutschland liegen mußte. Aber plötzlich störte ihn ein leichtes Geräusch von Schritten aus seinem Sinnen. Das konnte unmöglich der schwere Gang des Kapitäns sein. Jetzt hörte er, wie leise, leise unten das Türschloß geöffnet wurde und sich irgend jemand, den er nicht sehen konnte, in die Wohnung des Kapitäns schlich. Erich spähte nach einem Spalt in der Decke aus. Aber die war mit schwerem Segeltuch überzogen. Da gewahrte er vor sich in der Mitte des Daches den Ventilator. Ganz leise, so gut er es konnte, schob er sich dorthin und sah durch die Öffnung hinab.

Seinem Auge war wegen der Enge des Spaltes nur ein kleiner Teil des Tisches, der gerade darunter lag, erreichbar. Aber

er sah jetzt, wie dort unten eine schmutzige, gelbe Hand hastig die Papiere auf dem Tisch durchwühlte. Deutlich konnte Erich auf dem nackten, eilig sich bewegenden Vorderarm eine rote Tätowierung sehen. Allem Anschein nach war es ein roter Kreis mit einem Gewirr von Strichen ringsum. Jetzt hielt die geheimnisvolle Hand einen Augenblick in ihrer Wühlarbeit inne. Aber bevor Erich noch erkennen konnte, was das farbige Zeichen zu bedeuten hatte, begann sie sich wieder eilends zu bewegen. Dem Späher oben klopfte das Herz zum Zerspringen. Daß hier Verräterei im Spiele war, blieb nicht zu bezweifeln. Aber es galt, den Schuft zu erkennen, bevor er merkte, daß man ihm auf der Spur war. Noch überlegte er, was zu tun sei, da wurden unten die Papiere wieder auf den Tisch niedergelegt, und eilend huschten die geheimnisvollen Schritte wieder davon, ohne daß Erich Zeit hatte, sich an den Dachrand vorzuschieben und den Spion selbst zu sehen.

Bald darauf erschien der Kapitän. Hastig erzählte Erich, was ihm eben begegnet war. Das ehrliche Gesicht des Kapitäns rötete sich vor Zorn ob der Verräterei in seinem guten Schiff. „Das bedeutet,“ sagte er, „daß wir vielleicht zwei Schufte an Bord haben, denn Schneider habe ich eben in den Maschinenraum zu Herrn Becker geschickt, damit wir hier vor ihm sicher sind. Und es müssen geriebene Hallunken sein, die die Sache gut vorbereitet haben, denn ich hatte selbstverständlich, bevor ich hinunterging, die Tür zu meiner Wohnung abgeschlossen. Sie ist also mit einem Nachschlüssel geöffnet worden.“

Sie traten in den Raum ein. Die Papiere lagen da, wie sie zuvor gelegen hatten. „Aber jedenfalls,“ meinte der Kapitän, „weiß der Schuft schon, wohin wir gehen wollen. Und wenn er wirklich mit dem Telegraphisten unter einer Decke steckt, dann hetzen die beiden uns ein ganzes Kreuzergeschwader auf den Hals. Sieh da“ — er wies auf die Spuren, die rußige und fettige Finger auf dem Papier hinterlassen hatten, — „der gute Mann hat ver-

gessen, sich die Finger vorher zu waschen und hat uns damit doch ein gut Teil über sich verraten."

„Also wird er wohl im Maschinenraum zu suchen sein," meinte Erich.

„Sehr richtig. Wo auch sonst? Unter den Matrosen sind nur ehrliche Seeleute. Aber unter den Trimmern findet sich ja immer Pack aus aller Herren Ländern zusammen, und leider nicht immer das beste."

„Weiß er denn nun genau unser Ziel?"

„Gewiß weiß er das. Aber nach Tsingtau führen schließlich viele Wege, und vielleicht schlagen wir den Herren, die uns offenbar den Kreuzern in die Hände spielen wollen, doch noch ein Schnippchen. — Hier sind übrigens die Ersatzteile, die du verlangt hast. Ich habe sie so besorgt, daß Schneider nichts von unsern Plänen ahnen kann. Ich stelle mich jetzt als Wachtposten an die Treppe nach dem Promenadendeck."

Flink war Erich in der Telefunkenkabine. Da, wo die von den Masten kommenden Drähte aus den oben erwähnten Apparaten austreten, um in den Hörer auszumünden, schabte er ihre Isolierung ab und schloß zwei Seitendrähte, die der Kapitän ihm gebracht hatte, an. Dann bohrte er ein Loch in das Dach der Kabine und führte die gewonnene Nebenleitung hindurch. Im Nu war er wieder auf dem Dach und leitete die Drähte durch die Wand der Kapitänswohnung in deren Inneres. Hier schloß er, nachdem er alle Anschlußstellen mit Kohlenstaub überrieben und unauffällig gemacht hatte, den Reservehörer an die Drähte an. Dankbar dachte er bei der Arbeit des in Bombay ertrunkenen Vorgängers von Schneider, der ihn mit den kleinen Handgriffen vertraut gemacht hatte. Zum Schluß rückte er die Bank von der Rückwand der Kapitänswohnung ab, führte die Drähte mit dem Hörer hinunter und schob die Bank wieder an ihre Stelle. Die Einrichtung ermöglichte es ihm, in der Kapitänswohnung jede

Depesche zu belauschen, die in der Telefunkenzelle aufgenommen wurde. Er rief den Kapitän.

„Du bist ein Teufelskerl," lobte dieser, als Erich ihm die Einrichtung erklärte. „Kein Mensch entdeckt dich dort unter der Bank. Du hast heute beim Ausgehen zuerst Dienst. Um acht löst Schneider dich ab. Und nun noch einmal, mein Jung, sei vor der sauberen Gesellschaft auf der Hut. Hier" — er trat an seinen Schreibtisch und zog eine Schublade auf — „hast du meine eigene Pistole. Du weißt ja, wie sie zu handhaben ist. Und nun komm, zeig dich an Deck, damit keiner die Falle wittert."

Unten auf Deck wurden voller Hast die letzten Vorbereitungen zum Ausgehen des Schiffes getroffen. Vorn auf der Back stand der dritte Offizier, um das Ankerhieven zu überwachen. Hinten, auf dem Achterdeck, rasselten die Dampfwinden: die schwere Raumladung des Barbarossa, Eisenbahnschienen, Dampfkessel, Maschinen und Zementsäcke wurden an Deck geschafft, ohne daß Erich sich über den Zweck dieser Maßnahme klar werden konnte. Die Schaluppe war eben von Land zurückgekehrt, wohin sie die Passagiere gebracht hatte. Aus dem offenen Schacht des Maschinenraumes kam es wie das Summen eines Bienenschwarmes. Vor den großen Umsteuerungsrädern, mit denen die Manöver großer Schiffsmaschinen bewerkstelligt werden, stand, von seinem ganzen Stab umgeben, Herr Becker selbst, bereit, die Befehle des Maschinentelegraphen auszuführen. Auch Schneider, den der Kapitän nach unten geschickt hatte, sah Erich unten an der Dynamomaschine hantieren, die dem Schiff das Licht lieferte. Das Herz schlug ihm heftig, als er den großen, herkulisch gebauten Mann beobachtete, den er allein entlarven und womöglich überwältigen sollte. Unwillkürlich fühlte er nach der Pistole in seiner Tasche bei diesem Gedanken. Als er sich dann von dem höllenheißen Brodem abwandte, den der Raum dort unten ausströmte, sah er von vorn eine Schar barfüßiger Trimmer über Deck eilen. Die Leute waren

nur mit Hemd und Hose bekleidet, und jeder von ihnen schleppte auf dem Rücken eines der Ölfässer, mit deren Inhalt unten die Flammen unter den Kesseln geschürt wurden. Es war in der Tat ein buntes Menschengemisch. Da waren Araber aus kleinasiatischen Häfen und Somalineger von der afrikanischen Küste des Indischen Ozeans. Da waren riesenhafte Shiks und wohlbeleibte, schwitzende Chinesen. Zum Schluß kam ein winziges Kerlchen, dem die Hitze besonders zuzusetzen schien, denn er trug nicht einmal das Hemd zu der Hose wie die anderen, sondern war nackt bis zum Gürtel. Als er mit seiner Last vorbeikeuchte, sah Erich den nackten gelben Arm, mit dem er die schwere Tonne auf der Schulter hielt, und auf diesem Arm eine runde, rote Tätowierung. Sofort war er neben dem Kleinen, der unter der Last den Kopf zur Seite gebeugt hatte und ihn auf diese Weise nicht bemerken konnte. Jetzt vermochte Erich das Farbenzeichen zu erkennen: es war eine rote Sonne, die sich, von einem Strahlenkranz umgeben, aus dem Wasser erhob. Das war — eine Täuschung schien ihm unmöglich — der gleiche Arm, den er durch den Ventilator beobachtet hatte. Er blieb stehen. Jetzt, wo der andere sich wendete, um die Treppe zum Maschinenraum hinabzusteigen, konnte er auch den Sinn der verräterischen Tätowierung deuten. Denn als er jetzt das gelbe Gesicht mit den geschlitzten Augen, den vorspringenden Backenknochen und dem mächtigen Unterkiefer sah, fiel es ihm ein, daß es sicher die aufgehende Sonne Japans war, die der Trimmer auf seinem Arm trug. Er wollte zu dem Kapitän stürzen und ihm seine Beobachtung melden. Aber im selben Augenblick läutete vorn auf der Back die Schiffsglocke, und über das Hinterdeck schrillte die Pfeife des alten Bootsmanns Klaus. „Alles aufs Hinterdeck, auch die Maschinenwache!" rief der zweite Offizier, der die Arbeiten dort leitete.

Bald war das Achterdeck gedrängt voll. Nur das vor den Feuern beschäftigte Heizerpersonal war unten geblieben. Dann

erschien der Kapitän. Die Leute fühlten wohl alle, daß sich jetzt die Spannung lösen mußte, die seit dem Besuch des Vizekonsuls an Bord herrschte. Totenstill war alles, als der Kapitän zu sprechen begann. „Leute," sagte er, „ich habe vor zwei Stunden erfahren, daß unser Kaiser den Franzosen und Russen den Krieg hat erklären müssen. Wir wollen nun fort von hier, denn der Barbarossa soll doch nicht hier im amerikanischen Hafen faulen, solange Krieg ist. In einer Stunde sind wir auf hoher See. Und nun sage ich euch," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „wenn einer unter euch ist, der was gegen Deutschland hat und gegen das Schiff, der soll vortreten und mir das sagen. Er kann seine Löhnung bekommen und soll das Gig nehmen und an Land gehen, oder wohin er will. Bleibt er aber an Bord und versucht er, das Schiff zu schädigen und unsern Feinden zu nützen, dann hängt er mir am Großmast, wo er am höchsten ist, so wahr ich der Hans van Appen aus Blankenese bin. Also: Wer will das Schiff verlassen?"

Eine kurze Pause entstand. Zufällig hatte sich Erich gegenüber Schneider aufgestellt. Aber der sah höchst harmlos dem Kapitän in die Augen.

„Gut," fuhr der Kapitän fort, „ich nehme also an, daß ihr alle anständige Kerle seid. Und dafür sollt ihr jetzt mit mir rufen: Seine Majestät unser Kaiser, er lebe hoch!"

Dreimal schallte der Ruf zu den Engländern hinüber, die noch immer in ihre finstern Rauchwolken gehüllt dalagen. Dann ging am Großmast und am achteren Flaggenstock die deutsche Fahne hoch. Klick, klack, klick, klack klang bald vorn auf der Back das Arbeiten der Dampfwinde, die keuchend die schwere Bugankerkette um ihre gewaltige Eisentrommel drehte, und langsam begann der Barbarossa sich zu bewegen. Ein Glockenzeichen im Maschinenraum, und die beiden Schrauben begannen das träge Wasser der Bucht aufzuwühlen. Als das Schiff an den beiden Kreuzern vorbeilief, sah Erich, wie Klaus, der alte Bootsmann, mit dem er ganz besondere

Freundschaft während der Reise geschlossen hatte, in jeder Hand eine Flagge, heftig nach den Kriegsschiffen hinüberwinkte. Er fragte wohl den Alten nach der Bedeutung seines Beginnens, aber der war so mit seinen Signalen beschäftigt, daß er nur etwas Unverständliches vor sich hin brummte. Der Kapitän, der die Szene beobachtet hatte, trat lächelnd hinzu. „Er hat die Engländer ganz besonders lieb und winkt ihnen einen Abschiedsgruß, den sie in seiner ganzen Freundlichkeit hoffentlich nicht verstehen werden. Und nun, mein Jung, ich glaube, das dort ist unser dritter Feind. Nun paß mir gut auf in deiner Zelle auf jedes Wort, das du erwischen kannst. Ich wette, morgen warten die da schon auf uns irgendwo, wo wir sie nicht vermuten."

Erich machte jetzt dem Kapitän seine Meldung über das, was er vorher an dem gelben Trimmer entdeckt hatte. Van Appen dachte nach. „Das wollen wir uns auf alle Fälle merken. Kann ja auch sein, daß es der richtige ist. Aber wir haben mindestens drei oder vier unter unseren Trimmern, die sich die aufgehende Sonne auf den Arm gemalt haben. Wenn wir jetzt der Sache auf den Grund gehen wollten, schöpft der Kerl Verdacht und sieht sich vor. Und wir müssen die ganze Bande schnell und auf einmal erwischen. Denn ich wette, daß es mehrere sind. Und nun komm einmal mit."

Erich folgte dem Kapitän auf die Brücke und ins Kartenhaus. Vor einem großen Plan mit den unzähligen Inseln blieben sie stehen. „Die gewöhnliche Straße von Manila nach Tsingtau," begann der Kapitän, „geht, wie du siehst, westlich an der Insel Luzon entlang. Weil ich nun aber sicher bin, daß dort schon französische Kreuzer auf uns warten, gehe ich südlich durch das enge Mausloch hier, das man die Straße von San Bernardino nennt. Hast du das verstanden?"

Erich begriff. „Gewiß gehen wir dann, um die Kreuzer zu täuschen, an der Ostseite von Luzon nach Norden?"

„Ganz recht, mein Jung. Und nun höre meinen Auftrag: Sieh zu, daß du irgend ein Gespräch belauschst und erfährst, ob auch die Engländer inzwischen den Krieg erklärt haben. Mußt du einem andern Schiff durchaus eine Antwort geben, so sagst du, daß wir der englische Dampfer Centaur, von Wladiwostok nach London unterwegs, sind und auf 16 Grad nördlicher Breite und 119 östlicher Länge, damit uns die Herrschaften suchen, wo wir nicht sind."

Erich nickte eifrig. Das Versteckspiel, das jetzt anscheinend begann, lockte ihn. Als er die Telefunkenkabine betrat, fand er dort Schneider, der, den Hörhelm auf dem Kopf, dort saß und anscheinend noch nichts davon ahnte, daß ihm eine Unterstützung aufgenötigt worden war. Als Erich ihm frisch darauf los bedeutete, daß er zum zweiten Telegraphisten des Schiffes bestellt sei und jetzt selbst Dienst habe, lachte der andere rauh auf: „Zum zweiten Telegraphisten? He? Und Dienst? Bist wohl nicht ganz klar heute? Seit wann tun grüne Jungen Dienst an Bord?"

Aber Erich ließ sich nicht einschüchtern. „Seit der Kapitän mich dazu bestellt hat," antwortete er, „und wenn Sie's nicht glauben, so gehen Sie auf die Brücke und erkundigen Sie sich. Jetzt werde ich meinen Dienst übernehmen." Und er machte Miene, dem andern den Hörhelm vom Kopf zu nehmen. Die Sache hätte wohl noch ein schlimmes Ende genommen, wenn nicht Hillgendorf, der erste Offizier, auf Befehl des Kapitäns den Streit, der bis auf die Brücke zu hören war, beendet hätte. Schneider wurde kurz bedeutet, die Telefunkenkabine zu räumen und das Bootsdeck erst nach vier Stunden, bei Beginn seines Dienstes, zu betreten. „Wart' Bürschchen, das tränke ich dir noch ein," raunte er Erich zu, bevor er ging, und dieser nahm sich vor, als er den giftigen Blick des andern sah, die Mahnung des Kapitäns zur Vorsicht nicht zu vergessen, denn die Brücke lag höher als das einsame Bootsdeck. Wurde er hier überfallen, wenn der Kapitän auf der Brücke blieb, wie es für die nächsten Stunden sicher der Fall war,

so war es ein leichtes, ihn mit einem raschen Griff aus der Tür zu reißen und über Bord zu drängen. Er legte die Pistole auf den Tisch vor sich und nahm den Hörhelm.

Der Barbarossa durchfuhr jetzt mit der rasenden Strömung, die hier pfeilschnell und in wechselnder Richtung zwischen den einzelnen Inseln hindurchschießt, in rascher Fahrt die schmale Straße zwischen Luzon und Mindoro. Fortwährend klingelte der Maschinentelegraph, und alle Augenblicke hörte Erich von der Brücke die Befehle des wachthabenden ersten Offiziers an den Rudergast. Keine Rauchwolke verriet die schnelle Fahrt des Schiffes, obwohl seine Maschinen unter vollem Druck gingen*). Unten im Maschinenraum überwachte Ingenieur Becker selbst die Arbeit vor den Feuern, und die nackten stämmigen Heizer warfen die Kohlen unermüdlich in ganz kleinen Portionen auf die Glut, so daß sie ohne jede Qualmentwicklung sofort in Flammen standen. Durch ein Fahrwasser, das die Schiffe sonst zwischen den tausend Untiefen nur unter fortwährendem Loten und im langsamsten Tempo passieren, ging die Fahrt fast mit der vollen Geschwindigkeit. Als die Sonne sank und die Dunkelheit rasch und unvermittelt hereinbrach, wie sie in den Tropen immer kommt, hatte der Barbarossa den Ausgang der gefährlichen Straße und damit die offene See erreicht. Alle Lichter, auch die grünen und roten Positionslaternen zu beiden Seiten des Schiffes wurden heute abgeblendet. Selbst in der Telefunkenstation durfte Erich kein Licht brennen. So stürmte der Barbarossa wie ein geheimnisvolles Geisterschiff in die Nacht hinaus. Als er die Straße hinter sich hatte, setzte plötzlich eine Brise ein, die sich von Minute zu Minute versteifte. Bald begann das Schiff schwerer und schwerer zu arbeiten, und als es auf acht Uhr ging und die Stunde der

*) Dieses rauchlose Fahren ist eine besondere Kunst, die auf den Schiffen aller Kriegsmarinen sorgfältig geübt wird. Besonders Kreuzer und Torpedoboote müssen sich ihrer bedienen, wenn sie unbemerkt an den Feind gehen oder ihm entkommen wollen.

Wachenablösung kam, stand eine himmelhohe Dünung dem Schiff entgegen, und durch die Takelung heulte die Brise, die allmählich zum Sturm wurde. Gespannt hatte Erich indessen in seiner einsamen Zelle gelauscht. Aber es war, als hätten die gewaltigen Ereignisse, die Europa in diesen Stunden durchtobten, alle Kunde verstummen gemacht, die die elektrischen Wellen sonst von Schiff zu Schiff trugen. Erst als es auf acht Uhr ging und sich die Stunde näherte, in der seine Wache zu Ende war, hörte er schwache Geräusche in den Kapseln an seinen Ohren. Noch konnte er sie nicht deuten. Aber bald wurden die Töne deutlicher, ein Zeichen, daß das Schiff, von dem sie ausgingen, sich dem Barbarossa näherte. Er sah nach der Uhr. Sie wies achtzehn Minuten vor acht. Um acht mußte Schneider erscheinen. Sollte er den Kapitän rufen? Aber der war auf der Brücke festgehalten, und unsern Freund faßte auch der Ehrgeiz, selbst seinen Mann in der entscheidenden Stunde zu stellen und den andern, wenn er wirklich ein Verräter war, selbst zu entlarven. Immer deutlicher wurden indessen die Töne im Hörer. Das Herz begann ihm zu schlagen. Da — — jetzt klang es ganz deutlich, Ton für Ton die Buchstaben:

„W . . . a . . . r."

Er erschrak. Sprach dort ein deutsches Schiff und bedeuteten diese drei Buchstaben unser deutsches Wort? Oder sprach ein Engländer die schicksalsschwere Silbe aus, die in seiner Sprache das Wort „Krieg" bedeutet? Er strengte sein ganzes Hörvermögen an. Aber der Sturm, der gerade in diesem bangen Augenblick in den Drahtantennen zwischen den Masten heftiger heulte, verwischte die übrigen Worte. Und dann kam es nach langen Minuten des Harrens wieder, Strich für Strich und Punkt für Punkt: „To-day... war . . . is . . . declared . . . to . . . Germany"*).

Das war die Entscheidung! Das da sprach, war also ein englisches Schiff, und sein Spruch bedeutete Krieg. Er wollte

*) Der Krieg ist heute an Deutschland erklärt worden.

aufspringen. Aber in diesem Augenblick pochte es von neuem durch den Sturm halbverklungen und verwischt an sein Ohr. Es war jetzt offenbar eine lange Depesche, die dort durch den Sturm zitterte. Aber so sehr er auch alle andern Sinne verschloß, um nur Ohr zu sein, er konnte die verschwommenen Töne nicht deuten. Einmal nur, als der Wind etwas nachließ, unterschied er die Worte „french . . . croiser . . . Mousqueton“. Der französische Kreuzer „Mousqueton“! War etwa die Meute schon hinter dem Barbarossa her? Er sah auf die Uhr: eine Minute bis acht! Das Herz schlug ihm zum Zerspringen, während der Zeiger unerbittlich weiter rückte. Und im letzten Augenblick, als Schritte draußen über das Bootsdeck kamen und er wußte, daß dort der andere kam, der ihn ablöste, da gelang es noch, bevor die Tür aufgerissen wurde und er den Hörer vom Kopf nahm, seinem bis aufs äußerste gespannten Ohr ein Wort zu erhaschen, das ihm den Puls stocken ließ. Und dieses Wort hieß „Barbarossa!“ Die Jäger waren also schon hinter dem flüchtigen Wild, und eben nahte der, der seine Spur vielleicht verraten wollte. Schneider sah ihn argwöhnisch an. „Du bist ja so blaß?“

„Seekrank,“ antwortete Erich, ließ die Pistole in die Tasche gleiten und schlug die Tür hinter sich ins Schloß. Sein Entschluß war gefaßt. Um jeden Preis mußte jetzt der andere überwacht werden. Jetzt, sofort. Den Kapitän zu rufen war keine Zeit. Wie er eilends um die Ecke der Telefunkenkabine bog, war es ihm, als wäre dort eine flinke Gestalt in die Dunkelheit gehuscht. Aber es mochte wohl nur die Flötenordonnanz*) sein, die hier Windschutz suchte. Seine Erregung und die Hast, den andern zu belauschen, ließen keinen andern Gedanken aufkommen, und so eilte er, so rasch

*) Auf Dampfern ein Schiffsjunge oder Leichtmatrose, der auf das „Flöten“ (Pfeifen) des wachthabenden Offiziers auf die Brücke kommen muß, um auf dessen Befehl Beobachtungen an den Kapitän oder an die Maschine zu übermitteln.

er konnte, in die Kapitänswohnung, verbarg sich in seinem Schlupfwinkel und nahm den Hörer ans Ohr. Noch war nichts zu vernehmen. Auch Schneider wartete offenbar, bis das Chaos der verworrenen Töne sich klärte, das jetzt von den feindlichen Schiffen kam. Da aber, als aus dem Gewirr wieder einmal deutlich die Worte „german steamship, gooing from Manila . . .“ (der deutsche, von Manila kommende Dampfer) auftauchten, da begann in der Zelle drüben der Taster des Apparates unter Schneiders Hand zu klappern. Und kaum hatte Erich die ersten Worte gehört, die der andere dort nebenan unablässig wiederholte, da war es ihm klar, daß er wirklich der Verräter war, für den der Kapitän ihn hielt, der Judas, der den Barbarossa dem Feind ausliefern wollte. Denn immer wieder klappte dort die Taste des Apparates in englischer Sprache:

„. . . Barbarossa deutsch hier . . . Barbarossa deutsch hier . . .“ Fünf-, sechsmal wohl rief der Verräter den Namen des Schiffes hinaus in die Nacht dem suchenden Feinde zu. Und nun kam aus dem Dunkeln von dem unsichtbaren Gegner die Aufforderung: „Geben Sie die Stellung Ihres Schiffes an!“ Noch lauschte Erich in atemloser Spannung. Die nächsten Sekunden mußten den letzten Beweis für die Verräterei Schneiders bringen. Da kam es auch schon langsam Wort für Wort aus der Kabine: „Barbarossa . . . befindet . . . sich . . .“

Jetzt mußte die Ortsangabe kommen! Zwei, vier Worte weiter, und das Schiff war verraten. Erich riß den Hörer vom Kopf. In rasendem Satz war er auf, bei der Tür und jagte um die Ecke des Hauses. Wohl rief er im Laufe zur Brücke, um die beiden Offiziere zu alarmieren. Aber ein heulender Windstoß verschlang seinen Schrei. Jetzt war er vor der Kabinentür. Sie flog unter seinem Griff auf, und an dem Hals des ahnungslosen, überraschten Verräters hing der wütende, verzweifelte Junge. Mit seinem Ansprung hatte er den anderen samt seinem Stuhl zu Boden gerissen,

und nun wälzten sie sich in keuchender Wut auf dem Boden. Während Erich sich mit der rechten Hand des starken, schweren Mannes zu erwehren suchte, tastete seine Linke nach der Pistole, die er in seiner Aufregung in der Tasche hatte stecken lassen. Ein Schuß, selbst wenn er den wütenden Gegner nicht traf, mußte die Wache herbeirufen. Eben hatte er in der Tasche den Schaft ergriffen und tastete mit dem Daumen nach dem Knopf, der die Waffe entsicherte, da hörte er hinter sich ein leises Huschen, nicht lauter als das einer Katze, und ein fürchterlicher Schlag traf seinen Rücken, der ihm den Atem nahm und ihn wehrlos machte. Halb rasend vor Schmerz warf er sich, Schneider los lassend, auf den Rücken. Ein kleiner, schmutziger, übelriechender Körper beugte sich über ihn, und ein gelbes Gesicht grinste ihn an: „Hast genug, dutchman?“ Da erkannte der Halbbewußtlose den zweiten Verräter, da erkannte er dieselbe Hand, die sich vorher nach den geheimen Papieren des Schiffes ausgestreckt hatte. Da sah er auf diesem Arm dasselbe Zeichen der aufgehenden Sonne Japans, dessen gelber Sohn jetzt dem wehrlos Daliegenden an die Kehle griff. Ein haarscharfes, langes Messer blitzte in seiner Hand. „Tot, Steuermann?“ fragte er in seinem widerlichen englisch-japanischen Sprachgemisch den weißen Spießgesellen, der sich inzwischen erhoben hatte. „Bist du verrückt?“ raunte Schneider leise. „Kein Blutfleck, bitte ich mir aus. Still über Bord! Verstanden?“ Sofort hatte Erich ein schmieriges Tuch als Knebel im Mund. Der Japaner hob ihn an den Beinen, Schneider zerrte ihn an den Händen hoch. Da aber, als die beiden den Halbohnmächtigen fortschleppen wollten, um ihn lautlos über Bord gleiten zu lassen, als sie ihn eben an dem Tisch mit dem verhängnisvollen Morsetaster vorbeitrugen, da erfaßte Erich noch einmal eine grenzenlose Wut über die feigen Schufte, und gerade in diesem kurzen Augenblick, als sein Fuß unter dem Tisch und unter der Taste des Apparates vorbeigezerrt wurde, stieß er mit einer letzten, verzweifelten Anstrengung seiner schwindenden Kräfte

mit der Fußspitze gegen den Hebel, daß er aus seinen Fugen brach. Daß er den Mördern so den Verrat unmöglich gemacht hatte, war sein letzter Gedanke; dann schwanden ihm die Sinne vollends. Daß durch die heftige Bewegung die Pistole aus seiner Tasche glitt, auf den Boden polterte und sich mit scharfem Knall entlud, hörte er nicht mehr . . .

Die beiden waren durch den blitzschnellen Vorgang so überrascht, daß sie den Körper fallen ließen. Dann, als sie sich von der Ursache des Knalles überzeugt hatten, faßten sie, Schneider mit einem unterdrückten Fluch über den zerstörten Apparat, den Knaben von neuem. Zwei Meter hatten sie nur zur Reeling, unter der die schweren Brecher rasten. Schneider hatte eben den kraftlos herabhängenden Kopf des Jungen über deren Rand geschoben, und der Japaner stemmte sich unter den Rumpf, um den Körper nachfolgen zu lassen, da stieß er plötzlich einen Schrei aus und wand sich unter den Griffen einer riesigen Tatze, die ihn an der Kehle hielt.

Die Pistole, die auf den Kabinenboden gefallen war, hatte Erich das Leben gerettet. Der Schuß hatte den Seegang übertönt, und sofort war Hillgendorf mit dem Ausguckgast und der Flötenordonnanz, deren Gestalten jetzt aus dem Dunklen auftauchten, herbeigeeilt. Im Nu hatten die beiden den Körper des unglücklichen Jungen zurückgezerrt und wollten sich eben auf Schneider stürzen, als der sich — das alles war ein Vorgang von rasender Geschwindigkeit — über die Reeling warf. Die Leute hörten den Körper unten aufklatschen.

Sofort knallten Pistolenschüsse ihm nach. Aber die Dunkelheit verbarg das weitere Schicksal des Verräters.

Währenddessen hatte sich der aalglatte Japaner dem Griff Hillgendorfs zu entziehen gewußt. Eben wollte er, wie es Kampfessitte seines Volkes ist, den riesenstarken Gegner durch den nämlichen Faustſtoß atemlos machen und außer Gefecht setzen wie zuvor Erich. Aber Hillgendorf war schneller. Eine Riesenmaulschelle traf die

gelbe Backe, daß der Trimmer sich überschlagend zu Boden stürzte. Sofort hatte Hillgendorf die Pistole entsichert, und als der andere sich aufrichtete und mit dem langen Messer von vornher wie eine Katze anspringen wollte, fuhr ihm die Nickelkugel aus der Parabellumpistole des Offiziers durch den Kopf. Vornüber stürzte der hinterlistige Japaner, den Arm mit dem Sonnenwappen im Todeskampfe von sich streckend. Eine Blutlache breitete sich auf dem sauberen Teakholzdeck des Barbarossa aus, der, jetzt von seinen Verrätern befreit, ruhelos in die Nacht hinausstürmte.



Zweites Kapitel.

Von den Kreuzern gejagt.

Der falsche Paß. — Die Verfolgung. — Mit Volldampf voraus. — Bedenkliche Anzeichen. — In Sturm und Wetter. — Havarie. — Der Kreuzer in Seenot. — Eine gewagte Fahrt. — In sicherem Versteck. — Beinahe entdeckt. — Der Verfolger auf falscher Fährte.

In den ostasiatischen Gewässern wechseln Wind, Wetter und See rasch. Als die Sonne am nächsten Tage aufging, hatte sich die Brise gelegt. Eine Weile noch stampfte der Barbarossa gegen tote Dünung*) an, dann wurde die See spiegelglatt und schläfrig, und die Sonne begann glühend heiß auf das bleigraue Wasser zu brennen. In der Tonne am Fockmast wurde scharf Ausguck gehalten. Im Maschinenraum war die Wache verstärkt. Die Trimmer rannten mit ihren eisernen Schiebkarren unermüdlich aus den Kohlenbunkern nach dem Heizraum und hatten Mühe, den vierundzwanzig Feuerungen der Kessel

*) Tote See nennt man den Wellengang, der noch anhält, wenn der Wind sich schon gelegt hat.

genug Nahrung zu schaffen. Auf dem Promenadendeck, wo es um diese Zeit leidlich kühl und schattig war, lag in einem bequemen Stuhl Erich. Er war bald nach den Ereignissen des gestrigen Abends erwacht. Der Schlag des Japaners hatte ihn nur betäubt, ohne ihm weiter zu schaden.

„Dsiu-Dsitsu nennt die gelbe Gesellschaft diese Fauststöße,“ sagte der Kapitän, der mit Hillgendorf und dem Oberingenieur Becker neben dem Liegestuhl stand. „Du kannst froh sein, daß du so davongekommen bist. Sonst schlägt solch ein Hieb Verletzungen, an denen man sich innerlich verblutet. — Ist die Leiche von dem Kerl schon über Bord?“ wandte er sich fragend an den ersten Offizier.

Der nickte wortlos.

Erich, der am Abend vorher, als er aus seiner Ohnmacht erwacht war, nur das Hauptsächlichste hatte melden können, mußte jetzt genau über die Vorgänge in der Telefunkenkabine berichten. „Der Schuft,“ schalt Becker, als Erich von den Signalen Schneiders erzählte, „der Schuft, der als Deutscher ein deutsches Schiff verrät!“

„Da täuschen Sie sich!“ meinte der Kapitän. „Ich habe heute mit Herrn Hillgendorf seine Kammer durchsucht, und wir haben wohl auch Papiere gefunden, die einem Bordtelegraphisten Schneider gehören. Aber ich glaube, oder vielmehr ich bin überzeugt, daß diese Papiere gestohlen sind, und daß unser Schneider durchaus nicht Deutscher, sondern ein internationaler schwerer Verbrecher war, der in Wirklichkeit Johnson hieß; denn unter seinen Sachen fanden wir den Zeitungsausschnitt mit dem Steckbrief hier, in dem der Staatsanwalt von Neuyork einen mehrfacher Raubmorde und schwerer Einbruchdiebstähle angeklagten Johnson sucht. Und dieses Papier trägt nicht nur eine Personalbeschreibung, die durchaus auf unsern Schneider paßt, sondern auch — sehen Sie, bitte, her — das Porträt unseres sauberen Telegraphisten, der uns gestern so treulos verlassen hat.“

Der Kapitän zeigte das Blatt. In der Tat, hier blieb kein Zweifel: der gesuchte Raubmörder hatte denselben massigen Unterkiefer, dasselbe brutale Gesicht wie der ehemalige Telegraphist des Barbarossa.

„Weiß Gott," meinte Hillgendorf, „wie dieser Johnson in den Besitz dieser Papiere gekommen ist. Vermutlich hat er den echten Schneider ebenso kalt gemacht, wie er Sie gestern beinah kalt gemacht hätte."

„Mag sein," sagte der Kapitän. „Jedenfalls müssen wir dir, mein Jung, dankbar sein, daß wir die beiden los sind, und ich bin stolz darauf, daß du mich nicht enttäuscht hast. Ich habe es nicht anders erwartet von dir, obwohl," fügte er lächelnd hinzu, „diese beiden Herren bedenklich wurden, als ich dich zum Telegraphisten machen wollte." Er wies auf die beiden Offiziere, die ein wenig verlegen dabeistanden.

„Hier," fuhr er fort, „den Steckbrief dieses Schneider-Johnson, der jetzt hoffentlich auf dem Meeresgrund liegt, kannst du dir zum Andenken an diesen würdigen Mann mitnehmen. Hättest du den Kerl nicht im entscheidenden Augenblick angepackt, so wäre der Barbarossa von den Kreuzern vermutlich schon weidwund geschossen."

„Schiff in Sicht!" kam es in diesem Augenblick von der Back und fast gleichzeitig von dem Ausguck am Fockmast. Und „Schiff in Sicht!" rief der Wachthabende von der Brücke zu der plaudernden Gruppe hinüber. Sofort eilte der Kapitän mit Hillgendorf zur Brücke, und Erich folgte, so gut es seine schmerzenden Glieder erlaubten. Oben spähte der Kapitän durch das Prismenglas nach einem winzigen Rauchfleck am südlichen Horizont.

„Wieviel Meilen sind wir in den letzten Stunden gelaufen?" fragte er den Wachthabenden.

„Siebzehn Meilen, seit die See glatt ist."

„Gut," brummte der Kapitän mißvergnügt, „wenn wir nicht mehr leisten, dann haben uns die dort in drei Stunden am Genick."

Erich war bestürzt. „Ist es denn ein Kriegsschiff?“ fragte er. Schweigend reichte ihm der Kapitän das Glas. In der sechzehnfachen Vergrößerung löste sich der Rauchfleck sofort in drei dünne Säulen auf. Das bedeutete also ein Schiff mit drei Schornsteinen, und mit so vielen befuhr, das war ihm ohne weiteres klar, kein Handelsdampfer diese Gewässer. Das konnte nur ein schnellfahrender Kreuzer sein.

„Außerdem gefällt mir das Wetter nicht,“ sagte der Kapitän sehr ruhig zu dem ersten Offizier. „Alle Mann an Deck!“ rief er über Deck. „Lassen Sie sofort die Deckladung über Bord werfen,“ wandte er sich dann an Hillgendorf.

Bald war das vordem so stille Achterdeck voller hastender Menschen.

Nun begriff auch Erich, weswegen schon in Manila die Ladung des Schiffes aus dem Raum auf Deck geschafft worden war. Jetzt hieß es, um das Schiff zu erleichtern und seine Geschwindigkeit zu steigern, die schweren Eisenbahnschienen und Dampfkessel, die dort unten gelagert hatten, so schnell als möglich über Bord zu schaffen. Die Stangen der Reeling wurden abgeschraubt, und wo die so entstandenen Lücken nicht weit genug waren, um die breiten Massen passieren zu lassen, fielen die Eisenstützen des Geländers unter flinken Meißelhieben. Dann rollte, von seinen haltenden Holzkeilen befreit, ein schwerer Dampfkessel über Bord. Und von allen Seiten flogen, von den Matrosen herbeigeschleppt, die schweren Zementsäcke in die hoch aufspritzende See. Das Hinterschiff begann unmerklich höher aus dem Wasser zu tauchen.

„Kann die Maschine nicht mehr hergeben?“ fragte der Kapitän den Oberingenieur, während er wieder nach Süden spähte, wo die verhängnisvolle Wolke nun etwas größer am Himmel stand als zuvor.

Becker zuckte die Achseln: „Wenn wir sie überanstrengen, leistet sie zwei Meilen in der Stunde mehr. Wie lange sie es aushält, weiß ich allerdings nicht.“

„Gut. Ich bitte also, diese zwei Meilen unter allen Umständen und auf meine Verantwortung aus ihr herauszuholen."

Becker verschwand. Nach einer knappen Viertelstunde wurden die Stöße der Maschine heftiger. Bis zur Brücke drang jetzt das Vibrieren, das sonst nur auf dem Achterdeck zu spüren war. Aus dem Zittern wurde bald ein heftiges Stoßen, das den schlanken Eisenleib des Barbarossa erbeben ließ. Immer mehr hob sich das von den schweren Decklasten befreite Schiff. Und die Leine des Patentloggs*) wirbelte von Minute zu Minute geschwinder. Alles an Bord merkte, daß eine Jagd auf Leben und Tod begonnen hatte. Dazu wirkte die bleierne Schwüle und der graue Dunst, der über der trägen, schläfrigen See lag, so unheimlich, daß niemand an Bord sich diesem Eindruck entziehen konnte.

„Wieviel Fahrt in der letzten halben Stunde?" fragte der Kapitän den ersten Offizier.

„Neun Seemeilen," war die Antwort.

„Also achtzehn in der Stunde. Hilft uns alles nichts! In zwei Stunden sind die da drüben auf Kanonenschußweite heran, und dann ist's aus."

Unmutig ballte der Kapitän die Faust und wanderte auf der Brücke auf und ab. Plötzlich blieb er vor dem Aneroidbarometer stehen und untersuchte es aufmerksam.

„Seit wann," wandte er sich an den Wachthabenden, „ist das Glas so gefallen?"

*) Heute wird auf allen Schiffen die Geschwindigkeit nicht mehr mit der alten bekannten Knotenleine gemessen, sondern mit dem Patentlogg. Dieses Patentlogg besteht aus einer etwa zweihundert Meter langen Schnur, an deren einem Ende eine Schraube von der Form der Schiffspropeller befestigt ist. Dieses Ende wird in die See geworfen und der Propeller dreht sich nun, von dem Drucke des durchfahrenen Wassers angetrieben, umso rascher, je schneller die Fahrt des Schiffes ist. Die Drehungen des Propellers teilen sich der Leine mit, und diese wiederum treibt mit ihren Drehungen ein an der Heckreeling in einer Kapsel angebrachtes Räderwerk, das durch Zeiger die Anzahl der zurückgelegten Seemeilen angibt.

Der Offizier sah in sein Buch, in dem die Beobachtungen der jeweiligen Wache verzeichnet werden. „Als das Schiff da drüben in Sicht kam,“ antwortete er, „hatten wir siebenhundertundfünfzig Millimeter. Jetzt sind's siebenhundertundzehn.“

„Möglich, daß uns das noch aus der Klemme hilft,“ knurrte der Kapitän. „Notruder klar machen!“ rief er plötzlich über Deck.

Die Leute sahen sich erstaunt an. Was hatte „der Alte“ eigentlich? Wollte er unter den Kanonen des Feindes und bei dieser Höllenhitze sie noch mit Manövern plagen? Als dann aber der Kapitän, der für wenige Minuten in seiner Wohnung verschwunden war, in schwerem Ölzeug und mit dem Südwester wieder auf der Brücke auftauchte, wußten sie Bescheid. Das Ölzeug des Kapitäns war für sie der beste Barometer, und aus dem schönsten Wetter wurde innerhalb einer Viertelstunde schwere See, wenn man ihn so sah.

Erich freilich wußte nicht, was der Kapitän mit dem Befehl im Sinne hatte. Wohl war auch ihm bekannt, daß das schnelle Fallen des Barometers in diesen Strichen Schlimmes, wohl gar einen der Wirbelstürme zu bedeuten hatte, die in bestimmten Bahnen über den Stillen und den Indischen Ozean rasen. Aber noch war die See so glatt, der Himmel trotz des grauen Schleiers so wolkenlos, daß er höchst erstaunt war, als sich jetzt der alte Klaus und drei andere Leute an dem großen Handruder auf dem Achterdeck zu schaffen machten und sich dann an dessen Radgestell mit dicken Tauen festbanden.

Jetzt jagte der Barbarossa, eine breite, weiße Schaumbahn hinter sich lassend, mit der äußersten Geschwindigkeit dahin. Die Maschinen gaben das Letzte her, was sie zu leisten vermochten, und bald war das Schiff auf zwanzig Meilen in der Stunde gekommen. Aber es schien alles vergebens zu sein. Größer und größer wurde die Rauchwolke am Horizont, und bald konnte auch das bloße Auge erkennen, daß sie aus drei Schornsteinen kommen mußte.

„Soll ich auf meinen Posten gehen?“ fragte Erich den Kapitän.

„Laß nur, mein Jung,“ meinte dieser, „was die uns zu sagen haben, werden Sie uns bald mit ihren Kanonen mitteilen.“

„Was ist denn mit dem Barometer?“ fragte Erich.

„Das kannst du dort drüben am Horizont sehen,“ antwortete der Kapitän sehr ruhig und wies nach Norden. Eine kleine, weiße Wolke lag dort, die ein paar schmale Ausläufer, wie die Finger einer Hand, ausstreckte. Noch war Erich sich nicht klar, ob das ein neues Schiff oder ein Unwetter bedeutete, als der kleine Wolkenfleck mit unheimlicher Geschwindigkeit sich zunächst verbreiterte und dann höher und höher über den Horizont anstieg. Nun wurde er zu einer bleigrauen Riesenhand, die sich in den blauen Himmel krallte und wie ein furchtbares Verhängnis über dem gehetzten, zitternden Schiff hing. Eine tödliche Schwüle lag über der See, und es war, als erwarte jetzt auch die erstarrte Natur etwas Furchtbares, Zerschmetterndes.

„Zieh dir Ölzeug an, wenn du bei mir bleiben willst,“ rief der Kapitän Erich zu.

Als der die Treppe hinabstieg, um dem Befehl nachzukommen, fegte plötzlich ein wirbelnder Windstoß über die See. Noch konnte er das Wasser nicht aufwühlen. Dann aber tanzten wie Kinderkreisel plötzlich allenthalben wirbelnde, wohl zehn Meter hohe Säulen von sprühendem Gischt über den Wasserspiegel. Eine von ihnen kam dem Vordersteven des Schiffes in den Weg, auf dessen Back sich plötzlich, wie ein Katarakt prasselnd, die gespaltene Wassersäule hinabstürzte. Dann aber brach es, als Erich in seinem Ölzeug wieder hinaufkam, los. Das war nicht mehr Sturm, wie er ihn auf der Fahrt von Europa erlebt hatte, das war der gefürchtete Schrecken dieser Gewässer, das war Cyklon! Wie eine Feder packte der Wind den Knaben, daß er die Stufen wieder hinabtaumelte. Mit aller Gewalt hielt er sich an einem der Bootsdavits fest. In diesem Augenblick hatte der Barbarossa seinen Bug tief in eine

gewaltige, weiß gekrönte Wand von grauem Glas gebohrt, die sich vor ihm erhoben hatte. Brüllend wälzte sie sich jetzt über das Vorschiff, riß eine der schweren Dampfwinden aus ihrer Verankerung, schlug unten die Schanze des Promenadendecks in Stücke und fuhr blitzschnell über das Mittel- und Hinterschiff, so daß für Augenblicke nur Brücke und Schornsteine des Dampfers aus dem Wasser ragten. Auch über das Bootsdeck leckte sie. An allen Gliedern zog es den verzweifelt sich anklammernden Jungen nach hinten. Aber er hielt sich, wohl wissend, daß es auch diesmal um sein Leben ging, mit aller Gewalt fest.

Eine viertel Minute wohl fühlte er den reißenden Strom über sich hinweggehen. Dann war es ihm, als sei eine ungeheure Last von ihm genommen. Er richtete sich auf. Steil aufgebäumt stand jetzt das Hinterschiff des Barbarossa mit den vier an das Notruder Gebundenen in der Luft. Und in diesem Augenblick hörte er von hinten, von dort, wo die überanstrengten Maschinen rasten, ein gewaltiges Donnern, das das Heulen und Pfeifen und Brüllen des Orkanes noch übertönte. Die Schrauben des Barbarossa, hoch über das Wasser gehoben, fanden nicht mehr ihren Widerstand und wirbelten in ungeheurer Tourenzahl um ihre Achsen. Wie ein Blitz fuhr es ihm durchs Hirn, daß eine neue Gefahr dem Schiff drohte. Mit wenigen Sätzen war er, die Pause zwischen See und See benützend, oben auf der Brücke bei seinem Kapitän.

Er hatte keine Zeit, sich dort umzublicken. Einen Augenblick nur bemerkte er die Verwüstungen, die die Springwelle von vorher auch hier angerichtet hatte: Trümmer der Brückenreeling und dazwischen, leblos daliegend, die Körper des Quartermeisters*) und des wachthabenden Offiziers.

Am Ruder selbst stand der Kapitän. „Maschinen auf Viertelkraft!“ schrie er, mit seiner Stimme den Sturm übertönend.

*) „Quartermeister“ nennt man auf großen Dampfern die zu Rudergängern (Steurern) ausgebildeten Matrosen.



Mit Admiral Spee. Seite 28.

Erich begriff. Er hatte oft den Maschinenmanövern auf der Brücke zugeschaut. Flugs war er, die Trümmer der Brückenreeling überkletternd, am Maschinentelegraphen, der durch Glockensignale die Befehle von der Brücke an die Ingenieure im Maschinenraum übermittelt. Aber so sehr er sich bemühte, den Messinghebel umzulegen: es war unmöglich. Der Apparat stand, von der Flutwelle verbogen, windschief und gestattete keine Bewegung. Nun suchte Erich nach der Sprachrohrleitung, die in solchen Notfällen die Verbindung mit der Maschine herstellt. Aber sie lag, zu einer Messingspirale verkrümmt, unter dem Trümmerhaufen, aus dem das Stöhnen der beiden verletzten Seeleute kam. Die Verbindung war zerstört, das Hirn des Riesen abgeschnitten von seinen Gliedern. Und unten donnerten wieder und wieder die rasenden Schrauben, so oft das Hinterschiff auf den Kamm einer See gehoben wurde.

Hier war kein Besinnen möglich: wieder war Erich bei der Treppe. Der Kapitän schrie ihm noch etwas zu, aber der Orkan, der eben wieder mit neuer Wut einsetzte, riß ihm die Worte vom Mund. Schon war der Junge die Treppe hinunter. Vor dem Bug sah er ein neues riesiges Wellengebirge sich auftürmen. Vom Sturm getrieben, lief er, so schnell er konnte, das Bootsdeck entlang nach hinten, sprang, ohne sich zu besinnen, zwei Meter tief auf das Achterdeck hinab und barg sich im Schutze des Dampfruderhäuschens. Wieder ging eine See, furchtbarer noch als die erste, über das Schiff, alles, was nicht fest verankert war, mit sich reißend. Als sie vorüber war und das Hinterschiff sich wieder hoch empor hob, lief er, das steil aufragende Deck hinanklimmend, zum Schacht des Maschinenraumes. Schon von der obersten Treppe rief er mit Leibeskräften: „Maschinen Viertelkraft!" hinunter. Niemand hörte es in dem Getöse und Wirrwarr. Unten im Raum standen die Ingenieure und Schmierer bis zu den Knieen in dem von oben durch die zerbrochene Glasdecke des Raumes eingedrungenen Wasser, das von den in wahnsinniger Hast durcheinander rasenden Stangen

und Kurbeln in weiten, spritzenden Bogen durch die Luft geworfen wurde.

„Maschinen auf Viertelkraft!“ schrie Erich noch einmal.

Aus dem Knäuel der mit allen Kräften arbeitenden, sich krampfhaft vor dem Sturz in das rasende Rädergetriebe an die Eisengitter klammernden Menschen schob sich jetzt Becker, der Oberingenieur, ihm entgegen.

„Maschinen auf Viertelkraft!“

Becker hatte verstanden. Er brüllte den Befehl den Ingenieuren zu, die an den Steuerhebeln der beiden*) Maschinen standen. Aber noch bevor sie diese Hebel umlegten, begannen die draußen von einer neuen Woge aus dem Wasser geschleuderten Schrauben wieder ihren rasenden Lauf. Und plötzlich, als sei ein Riesengeschütz in dem engen Raum abgefeuert, erschütterte ein Donnerschlag das Schiff. Die Backbordmaschine stand jählings still. Unter den rasenden Umdrehungen war ihre Welle in Stücke gegangen. Der schmucke Riesenvogel, der der Barbarossa vor einer Stunde noch gewesen war, hatte den einen Flügel gebrochen . . .

Aber Erich, der wohl wußte, daß noch nicht alles verloren war, solange die andere Maschine lief, ließ sich, nun er seinen Auftrag erfüllt hatte, nicht von der Katastrophe aufhalten. Im Nu war er wieder unterwegs zur Brücke. Dort fand er jetzt neben dem Kapitän auch den ersten Offizier. Eben kam Hillgendorf von dem Barometer, zu dem der Kapitän ihn geschickt hatte. „712 Millimeter, Barometer steigt!“ schrie er dem Kapitän in einer Windpause zu. In der Tat zeigt das Steigen des Barometers, sei es auch noch so gering, das Vorüberziehen des ungeheuren Windwirbels eines Cyklones an. Noch aber brauste das Unwetter mit

*) Bei Doppelschraubendampfern werden die beiden nebeneinander liegenden Schrauben durch zwei von einander unabhängigen Dampfmaschinen getrieben. Ein solcher Dampfer kann also nach dem Versagen der einen Maschine oder Schraube die Fahrt unter bestimmten Manövern mit dem Steuerruder verlangsamt fortsetzen.

voller Stärke über das Schiff. Und als Erich die Unglücksbotschaft aus dem Maschinenraum überbrachte, sah der Barbarossa einem Wrack verzweifelt ähnlich. Besonders das Vorschiff, das den Seen am stärksten ausgesetzt gewesen war, bot ein Bild der Verwüstung. Der Ladebaum des Fockmastes schwamm auf dem Wasser, das meterhoch das Poopdeck*) um die Luken bedeckte und nur langsam ablief. Die Reeling war von der losgerissenen Dampfwinde durchbrochen, die mit der zweiten großen Welle über Bord gespült worden war. Wohl aber nahm das Schiff, nun es nicht mehr so viel Fahrt wie bei Volldampf machte, nicht mehr die Seen so stark über.

Zum ersten Male seit dem Einsetzen des Unwetters hatte jetzt der Kapitän Zeit, nach dem Verfolger auszuschauen. Aber seltsam: die Rauchwolke war verschwunden.

„Möglich, daß denen der Sturm noch übler mitgespielt hat als uns, und daß sie selbst Havarie haben," sagte er. „Wenn sie uns in den nächsten Stunden mit unserer defekten Maschine aufspüren, ist's allerdings sofort mit uns aus."

Noch blieb das Notruder besetzt, weil alle Augenblicke bei den schweren Seen das Dampfruder entzweigeschlagen werden konnte. Aber die schlimmste Gefahr schien abgewendet. Nun konnten auch die beiden Verunglückten auf der Brücke versorgt werden. Der dritte Offizier war ernstlich verletzt und hatte den Oberarm gebrochen. Der Quartermeister erholte sich bald.

„So, mein Jung," sagte der Kapitän zu Erich, „in diesen Tagen hast du eigentlich genug erlebt. Übrigens habe ich dir wieder zu danken. Denn wenn du nicht nach dem Raum gelaufen wärest, so hätte auch die zweite Schraubenwelle der Teufel geholt."

Allmählich flaute der Sturm ab. Durch die Wolken schob sich nach vier schweren Stunden wieder ein wenig Sonne. Schnell stellte Hillgendorf auf des Kapitäns Geheiß die örtliche Lage des Schiffes

*) Sprich Puhp; vom lateinischen puppis, ein Schiffsteil auf dem Hinterdeck.

fest. Van Appen selbst musterte wieder den Horizont. Aber der Verfolger war und blieb verschwunden.

Plötzlich suchte der Kapitän aufmerksam den Westhorizont ab. „Ich müßte mich doch sehr täuschen, wenn das nicht Land sein sollte,“ sagte er, Hillgendorf, der mit der Ortsbestimmung inzwischen fertig geworden war, einen kleinen Silberfleck auf Backbord zeigend.

Der erste Offizier stimmte zu. „Das müssen die Bataninseln sein,“ sagte er, „und da die meines Wissens nordamerikanischer Besitz sind, könnten wir dort vielleicht den Barbarossa ausflicken.“

„Dann werden wir uns aber selbst helfen müssen,“ meinte der Kapitän, „denn so viel ich weiß, sind die Bataninseln unbewohnt.“

Langsam mit der Kraft seiner Steuerbordmaschine lief der Dampfer, stark in der seitlich kommenden Dünung rollend, mit verändertem Kurs nach Westen. Nach einer Stunde sah man dort ein hohes Eiland auftauchen, das wie ein stumpfer Kegel aus dem Wasser ragte.

Nun er den Barbarossa vor Seenot und Verfolgung in Sicherheit glaubte, konnte Erich in seiner Telefunkenkabine, wo er von den Anstrengungen der letzten vier Stunden ruhte, die Ereignisse des letzten Tages überdenken. Gestern noch ein Müßiggänger an Bord, hatte er zweimal in dieser kurzen Frist seine Pflicht fürs Vaterland tun dürfen. Auf dem Bootsdeck war die Stelle, auf der Hillgendorfs Kugel gestern den Japaner niedergestreckt hatte, von den Seen rein gewaschen. In der Telefunkenkabine aber waren noch die Spuren des wüsten Kampfes zu sehen, und ein wenig traurig betrachtete er den zerschmetterten Hebel, den er gestern in dem Ringen mit dem Gegner zerstört hatte. Ein Schauer überkam ihn, als er jetzt in der einsamen Zelle an den toten Mörder dachte. Seltsam: ihm war, als müßte ihm dieser Kerl, dessen Griff am Hals er noch immer spürte, noch einmal im Leben begegnen. Aber das war ja ein Unsinn. Der war doch zweifellos tot und lag irgendwo dort im Süden Tausende von Metern unter dem Wasser ...

Noch einmal zog er den Steckbrief, den der Kapitän ihm gegeben, hervor und betrachtete das Bild dieses Johnson oder Schneider. Dann aber verscheuchte er das Gefühl, dessen er nicht recht Herr werden konnte, und schalt sich einen Dummkopf. Aber er beschloß doch, das Bild zum Andenken an den Kampf aufzubewahren, und tat es in den Lederbeutel, in dem er auf der Brust sein Geld und seine Papiere aufbewahrte. Dann nahm er Werkzeug zur Hand und versuchte den Taster des Morseapparates in Ordnung zu bringen. Plötzlich hielt er inne. Aus dem Hörer, den Johnson gestern bei dem Überfall von sich geworfen hatte, kamen plötzlich knackende und krächzende Töne, wie man sie aus Telephonhörern vernimmt, die man nicht an das Ohr selbst legt. Er wußte, daß die elektrischen Wellen eines fernen Schiffes die Drahtleitungen des Barbarossa trafen. Er nahm den Hörer, und nun wurde es ihm klar, wo der Verfolger von vorhin geblieben war; denn jetzt, wo das Wetter klarer und stiller geworden war, kam es in deutlichen singenden Tönen: „Hatten Ruderdefekt . . . suchen . . . deutsches . . . Schiff . . . noch . . . bei . . . Bataninseln . . . glauben aber . . . daß in . . . Sturm . . . untergegangen."

Also auch den Feind hatte der Cyklon beschädigt! Immerhin, noch jetzt konnte der Barbarossa entdeckt werden. Sofort meldete er das aufgefangene Telegramm an den Kapitän.

„Jetzt sollen sie uns nicht mehr finden," sagte dieser, der inzwischen eifrig die Karte studiert hatte. „Rauchlos fahren!" gab er seinen Befehl an den Maschinenraum. Das Schiff glitt jetzt auf die von schwarzgrünen Wäldern bedeckte Insel zu, an deren Gestade sich die Brandung meterhoch aufspritzend brach. Der Barbarossa beschrieb einen Bogen, nach einer Bucht suchend.

„Wissen Sie etwas von diesem Fahrwasser?" wandte sich der Kapitän an Hillgendorf.

Der zuckte die Achseln. Überall war in den Karten die See hier als unvermessener Grund bezeichnet.

„Wir müssen schon Glück haben,“ seufzte der Kapitän.

Die See war auf der Westseite, die das Schiff, einen weiten Bogen beschreibend, nun sichtete, viel ruhiger. Ein Arm von etwa zwei Seemeilen Breite trennte sie von dem nächsten Eiland, dessen Wände schroff und unnahbar zum Meer abfielen.

„Das bedeutet tiefes Wasser,“ wollte der Kapitän eben sagen. Aber er unterbrach sich selbst, denn fern im Osten tauchte sie jetzt von neuem auf, die Rauchwolke, die sich im Glase in die drei bedeutungsvollen Säulen auflöste. Es blieb kein Zweifel, daß es wirklich der havarierte Kreuzer war, der seine Beute nur für Stunden aus den Augen verloren hatte.

Stumm wies der Kapitän Hillgendorf seine fatale Entdeckung. „Katz und Maus,“ sagte er ärgerlich, während er sein Glas zusammenschob, „ich kann mich doch vor dem Englishman, oder was er sonst sein mag, auf dieser gastlichen Insel verstecken. Aber den Barbarossa sollen sie wenigstens nicht haben.“

Er schob den Quartermeister beiseite und ergriff selbst das Rad des Dampfruders, das er jetzt hart auf Backbord legte. In engem Bogen lief der Barbarossa in das ruhige Fahrwasser ein, das die beiden Inseln trennte. Dem Kreuzer blieb er jetzt hinter der östlichen der beiden Inseln verborgen. Aufmerksam spähte der Kapitän nach den furchtbaren Felswänden der zweiten Insel auf Steuerbord. Plötzlich, ohne ein Wort zu sagen, drehte er rasch das Rad in seiner Hand. Der Barbarossa glitt, als wollte er aus Verzweiflung über die aussichtslose Flucht den eisernen Kopf an den Felsen zerschellen, auf die Wände zu. Jetzt wurde eine schmale Schlucht in der Steinmauer dort bemerkbar. Dunkel hob sich ihr Spalt gegen die grauweißen Felswände ab, die ihre Pfeiler bildeten. Hillgendorf sah seinen Kapitän von der Seite an, als zweifle er an dessen Verstande. Wollte der wirklich in dieses Mauseloch schlüpfen, oder sollte das Schiff an den Felsen zerschellt werden, damit es nicht die Beute des Verfolgers wurde?

„Brandung voraus!“ sagte der Ausguckgast, der neben den beiden auf der Brücke dastand, und seine Stimme zitterte ein wenig.

„Das habe ich nun auch bemerkt,“ sagte der Kapitän, der jetzt ruhig wie der Roland auf dem Bremer Rathausplatz am Ruder stand. Leicht nur krönte sich die Brandungswelle, die jetzt vor dem Schiff stand, ein Beweis, daß die Bank unter ihr ziemlich tief lag.

„Fünfhundert Meter,“ rechnete im stillen Erich, der auf der Brücke geblieben war . . . „vierhundert . . . dreihundert . . .“ Die nächsten Minuten, nein, die nächsten Sekunden mußten entscheiden, was eigentlich des Kapitäns Absicht war.

Der Barbarossa begann stärker zu stampfen. Jetzt war er tief im Tale der Dünung, die sich hier, in der Nähe der Küste, erhob. Unmittelbar vor der Wellenmauer, unter der die Bank liegen mußte, lag jetzt der Bug. Ein wenig schien das Schiff, in seiner langsamen Fahrt von der rückflutenden Strömung gefaßt, nach hinten gezogen zu werden. Dann nahm die nächste Woge es auf ihren Rücken und trug das Fahrzeug in gewaltigem Schwung nach vorwärts über die Bank hinweg.

„Alle Kraft rückwärts!“ sagte der Kapitän, der auch jetzt keine Miene verzog, zu der Flötenordonnanz.

Der Junge lief in den Maschinenraum. Dreißig Sekunden später verlangsamte das Schiff, das unaufhaltsam auf die Mauer zulief, seine Fahrt. Die Schlucht weitete sich, nun ihr das Schiff näher gekommen war, dem Auge zu einem Spalt von gut hundert Meter Breite. Auf diesen Spalt, haarscharf nach dessen Mitte zielend, zeigte jetzt der Vordersteven des langsamer und langsamer laufenden Schiffes. Nun wurden die Hinterwände der Schlucht deutlicher sichtbar, die weit hinter ihrem Eingang zu liegen und der Teil eines großen kesselförmigen Sees zu sein schienen, dessen steile, von immergrünen Eukalyptussträuchern bewachsene Ufer jetzt immer mehr hervorkamen. Auf diese Bucht mit dem schmalen Eingang lief jetzt das Schiff zu. Meisterlich genau, als sei der mächtige

Barbarossa ein kurzer, leicht lenkbarer Rheindampfer, zwängte der Kapitän sein schlankes Schiff durch den Eingang der Schlucht. Die weiten Zweige der Bäume zu beiden Seiten, die sich in die jähen Wände krallten, streiften fast die Takelage des nie gesehenen Gebildes, das dort in das stille Reich der wohlbehüteten und verschwiegenen Bucht sich wagte.

„Glück muß der Mensch haben!" sagte der Kapitän. „Klar bei den Bugankern!" rief er über Deck.

Der Barbarossa hatte nur noch so viel Fahrt, daß er eben dem Ruder gehorchte. In weitem Bogen schob er sich jetzt, nun er den Eingang passiert und die sich weitende kreisrunde Bucht erreicht hatte, nach rechts hinter die Felsmauer, wie der Vogel im Nest sich dort bergend.

Spiegelglatt und nachtschwarz, auf unergründliche Tiefen deutend, war hier das Wasser. Kein Hauch von der See drang in das schwarzgrüne Geheimnis ein. Ein wunderlicher bunter Vogel, wie Erich ihn noch nie gesehen, zog seine Kreise über dem Märchensee, in dessen Stille jetzt der Buganker rasselte.

„Fünfzig Faden zu Wasser," meldete nach der Brücke hinauf der zweite Offizier, der das Ankermanöver überwacht hatte.

Der Kapitän lachte. „Hier kann uns der Engländer wirklich lange suchen, bis er uns findet. Lassen Sie die Feuer löschen, und verbieten Sie jedes Licht und jeden Lärm an Bord. Ich will in den nächsten Tagen, solange wir hier liegen, kein lautes Wort hören. Am Ende könnten die hinter uns ebenso schlau sein wie wir."

Die Leute standen immer noch stumm vor Staunen über diese verwegene Fahrt. Jetzt wollten sie, stolz auf die Meisterleistung ihres Kapitäns, ihrer Erregung in einem lauten Hurra Luft machen. Aber der merkte die Absicht. „Jetzt haltet Ruhe!" rief er lachend nach der Back hinüber. „Erst muß der verdammte Englishman vorbei sein. Und wer hier noch was sagen will, dem mach ich das Maul dicht," schloß er in lustigem Platt.

Auch Erich war noch ganz starr vor Staunen über diese tolle Fahrt. Fragend sah er seinen Kapitän an. Der lachte fröhlich. „Du glaubst wohl seit gestern, daß du allein nur dem Barbarossa aus der Klemme helfen kannst? Etwas mußt du auch noch deinem Kapitän gönnen, mein Sohn! Das war übrigens gar kein Kunststück, diese Fahrt hierher. Sieh mal auf die Karte. Da stehen hier die Bataninseln als erloschene Vulkane eingezeichnet. Du erinnerst dich auch, daß die westliche Insel, in der wir uns so schön versteckt haben, aus der Ferne wie ein Kegel aussah, dem man die Spitze abgesäbelt hat. Ich vermutete also gleich einen alten Vulkan in ihr. Wie ich nun die Schlucht zu diesem Fjord, oder wie du den See hier nennen willst, von weitem sah, dachte ich gleich daran, daß es ein Durchbruch des alten Kraters zur See sein müsse, und daß dieser Krater jetzt voll Wasser und das stille und behagliche Versteck sein würde, das er ja auch wirklich ist. Siehst du, mein Jung, ein bißchen Bescheid mit solchen Sachen muß man wissen. Und Glück haben, versteht sich, denn am Ende hätte meine Rechnung ja auch falsch sein können und unsere gute, smokende Kaffeemühle hätte sich ebensogut an den Felsen infam verbeulen können. Aber nun komm, wir wollen doch sehen, was unsere Freunde und Gönner, die Engländer oder Franzosen oder Russen, oder was die dort sonst sein mögen, treiben.“

Die große Schaluppe wurde zu Wasser gebracht. Auf dem Deck trat die Wache mit Gewehren bewaffnet an, denn es war nicht ausgeschlossen, daß ein Boot des suchenden Kreuzers sich die Bucht ansehen wollte. Sie stiegen in das Boot, das mit Proviant versehen wurde.

„Ist es eigentlich ganz unmöglich, daß der Kreuzer hierher folgt?“ fragte Erich.

„Das ist freilich unmöglich,“ antwortete der Kapitän. „Der Kreuzer geht mit seiner schweren Panzerung und seinen Geschützen viel zu tief, als daß er es wagen könnte, was wir gewagt haben,

nämlich über das allerliebste Riff am Eingang dort zu kommen. Aber es könnte schließlich sein, daß sie uns ein Boot hier in unseren Dachsbau schicken und uns die Ausfahrt mit Minen oder ähnlichem Teufelszeug verlegen."

Ein Teil der Wache, ebenfalls mit Gewehren bewaffnet, stieg mit in das Boot; dann fuhren sie über das stille, geheimnisvolle Wasser. Deutlich konnte Erich jetzt in der Tiefe den Grund erkennen, und es war ihm, als ob er dort in ein Zauberreich sah. Da lagen, an einzelnen Felszacken hängend, die aus unübersichtlicher Tiefe jäh aufstiegen, nackte, der Rinde beraubte Baumstämme, die einmal ein Wirbelsturm von der Höhe hinabgeworfen haben mochte, und Fische von abenteuerlicher Gestalt schossen, von dem rasch gleitenden Boot aufgescheucht, aus ihren Gründen hervor und glotzten das Ungetüm, das sie vielleicht noch nie gesehen hatten, mit großen, vorstehenden, frechen Augen an. Jäh fiel die Felswand, an deren Fuß sie landeten, zum Wasser und unter dessen Spiegel ebenso schroff zur Tiefe des ehemaligen Kraters hinab. Schmal war die ebene Felsplatte, an der das Boot landete, und schmäler noch war das Felsband, auf dem sie, die Eukalyptussträucher zur Linken und die jähe Tiefe zur Rechten, zu der Anhöhe hinaufstiegen, die das Felstor auf der einen Seite flankierte.

Stumm schritten die Männer durch das seltsame Märchenreich, in dem sie sich nach Sturm und Verfolgung verborgen hatten. Vom Gipfel konnten sie über die Höhe der niedrigeren östlichen Insel hinweg die See bis zum Horizont überblicken. Dicker Rauch quoll über deren Kuppe hervor. Und es währte nicht lange, so wurde dort der Verfolger sichtbar. Es war ein mächtiger, grauer Kreuzer mit drei Schornsteinen. Deutlich konnte Erich durch das Glas, das ihm der Kapitän reichte, die englische Flagge und in den Panzertürmen die langen Geschütze, deren Kappen von den Mündungen genommen waren, erkennen. Vorsichtig und lautlos schob sich das Schiff dem Eingange des Kanals zwischen den Inseln zu. Und

jetzt sahen die Männer deutlich, wie von den Davits ein Boot zu Wasser gebracht wurde. Es war ein Motorboot, das dem Koloß bald darauf voranpuffte. Scheinbar traute der englische Kommandant der Tiefe der Rinne nicht, denn die Barkasse, kaum eine Seemeile von den Beobachtenden entfernt, warf fortwährend die Lotleine und gab durch Winksignale die Tiefe dem nachfolgenden Schiffe an. Sollte wirklich der Schlupfwinkel des deutschen Schiffes, das in den letzten Stunden so vielen Gefahren entgangen war, aufgespürt werden?

Erich klopfte das Herz, und auch der Kapitän sah mit ernstem Gesicht auf die See hinab, als die winzige Barkasse dicht vor dem Riff, das das Versteck des Barbarossa abschloß, ankam. Ein zufälliges Geräusch, das Fallen einer Eisenstange auf dem verborgenen Schiff mußte es verraten.

„Entdecken sie uns, so brauchen sie nur drei oder vier ihrer großen Boote zu versenken, um uns für immer in unserem Fuchsbau einzusperren,“ meinte sorgenvoll der zweite Offizier, der die Expedition begleitet hatte.

Jetzt war die Spannung auf das höchste gestiegen. Die Barkasse unten näherte sich immer mehr der Riffbarriere und damit dem Eingang. Die nächsten Augenblicke mußten über das Geschick des deutschen Dampfers entscheiden.

Nun schien es unabänderlich, daß sie die Einfahrt, die sie sicher entdeckt hatte, auch passieren würde. Neue Winksignale wurden von ihrer Besatzung nach dem Kreuzer gegeben, der in der engen Seestraße wie ein fremdes Meerungeheuer grau und unbeweglich dalag. Aber die Dünung, die ja auch bei dem gleichen Wetter und der gleichen Windstärke ganz bestimmten Schwankungen unterworfen ist, begann jetzt stärker zu laufen als zuvor. Mächtige weiße Kämme aufsetzend, überschlug sich die Brandung über der Riffbarre, und bis zu den Deutschen hinauf drang jetzt ihr Tosen. Die Barkasse war den groben Seen nicht

gewachsen. Sie wandte schleunigst und suchte sich scheinbar mit halber Motorkraft auf der Stelle zu erhalten. Aber schon nach einer kurzen Weile nahm sie eine so schwere Welle über, daß sie für einen Augenblick den Augen der Beobachter verschwunden war. Als sie wieder zum Vorschein kam, sahen die Deutschen, wie ihre Bemannung sich bemühte, das halb vollgeschlagene Kockpitt*) auszuschöpfen. Schleunigst rettete sie sich aus dem Bereich der Brandung. Neue Signale wurden mit dem Schiff ausgetauscht; dann legte sich das Boot wieder lotend vor den Kreuzer. Langsam passierte der Engländer, seinem Piloten folgend, die Straße. Der Barbarossa war gerettet.

„Dem Englishman hat die Dünung nicht sonderlich gefallen," lachte leise der Kapitän.

Als der Kreuzer den Ausgang der Straße gewonnen hatte, wurde die Barkasse wieder aufgenommen. Dann sah man ihn noch einmal das äußere Ufer der östlichen Insel langsam entlang fahren und dann, Volldampf aufnehmend, die hohe See gewinnen.

Der zweite Offizier wurde mit den bewaffneten Leuten als Wache und Ausguck auf dem Gipfel gelassen, mit dem Auftrag, jedes in Sicht kommende Schiff sofort dem Barbarossa zu melden. Der Kapitän trat mit Erich den Rückweg nach dem Barbarossa an, wo der Junge nach den Aufregungen und Strapazen der letzten Stunden bald in tiefen, traumlosen Schlaf verfiel.

---

*) Kockpitt nennt man den offenen Innenraum von halbgedeckten Segeljachten und Motorbooten.

▽

Drittes Kapitel.

Nach Tsingtau.

Geheimnisvolle Vorbereitungen. — Der neue „Kreuzer". — Die Weiterfahrt. — Meteor und Bouvet auf der Reede von Manila. — Ein französischer Frachtdampfer gekapert. — An Bord eines Torpedobootes. — Ein neuer Freund. — In Tsingtau.

Auf dem Barbarossa herrschte in den nächsten Tagen reges Leben. Die stille Bucht hallte wider von den Hammerschlägen, die aus dem Maschinenraum drangen. Außenbords waren auf den beiden großen Schaluppen die Ingenieure damit beschäftigt, auf der neu eingesetzten Schraubenwelle wieder die Schraube anzubringen. Aus dem Raume wurde der Rest der schweren Ladung von den Dampfwinden an Deck geholt und über Bord geworfen, um das Schiff für das Passieren der Barriere am Eingang des Kratersees noch mehr zu erleichtern.

Dann begannen andere, geheimnisvolle Vorbereitungen, deren Sinn Erich zunächst nicht recht begreifen konnte. Aus Eisenblechplatten, die sich unter der Ladung fanden, wurde auf dem Deck ein riesenhaftes Rohr, dessen Durchmesser an die zwei Meter betragen mochte, genietet. Als Erich am Morgen des vierten Tages auf Deck kam, hatte der Barbarossa zu seinem grenzenlosen Erstaunen drei Schornsteine statt der bisherigen zwei.

„Wir haben uns einen falschen Bart aufgesetzt," lachte Hillgendorf. „Rauchen wird der ja nie, aber er wird jedem, der uns begegnet, etwas mehr Respekt vor dem Barbarossa beibringen."

Außenbords, auf langen Brettern, standen Matrosen und strichen den ganzen bisher weißen Rumpf dunkelgrau.

Am geheimnisvollsten tat Klaus, der alte Bootsmann, und sein Freund Harmsen, der Zimmermann des Barbarossa. Die beiden

strichen ein paar ebenfalls von den Ingenieuren und Maschinisten aus Eisenblech genietete, wohl fünf Meter lange Röhren mit schöner silbergrauer Ölfarbe an. Erich fragte wohl nach der Bedeutung, aber der alte Klaus brummte nur ingrimmig etwas Unverständliches vor sich hin.

Auch der Kapitän schmunzelte vergnügt, als er die erstaunten Fragen des Knaben vernahm. „Wirst alles schon sehen, mein Jung," sagte er und lachte; denn die überstandenen Gefahren und ihre geschickte Überwindung hatten den fröhlichen Mann noch gehoben in seinem frischen Wagemut.

Der Barbarossa war nicht mehr zu erkennen. Am Abend des fünften Tages, als Erich mit dem Kapitän von einem Jagdausflug zurückkehrte, traute der Knabe seinen Augen kaum. Der Handelsdampfer war über Nacht zum Kriegsschiff geworden. Vom Achterdeck, vom Mittelschiff und von der Back starrten hinter Schutzschilden je zwei mächtig lange Kanonen hervor. Als er an Deck kam und sie betrachtete, mußte er hell auflachen. Auch die Geschütze waren, wie der Schornstein, eitel Betrug. Es waren nämlich die gestrichenen Ofenröhren, die die beiden alten Seeleute jetzt auf täuschend ähnlich nachgeahmte, allerdings hölzerne Schutzschilde gesetzt hatten. Sogar die Mündungsdeckel, die die Schiffsgeschütze für gewöhnlich vor dem Eindringen von Feuchtigkeit schützen, waren nicht vergessen.

Kein Schiff hatte sich in diesen Tagen in der Nähe der abgelegenen Inseln blicken lassen. Nur einmal war von der Bergwache eine mächtige Viermastbark gesichtet worden, die am Horizont friedlich vorbeizog. In der Nacht zum sechsten Tag machte der stattliche Kreuzer, der der Barbarossa in diesen Tagen geworden war, Feuer unter seinen Kesseln, und am Morgen des folgenden Tages glitt er, das Heck voran, aus seinem Schlupfwinkel heraus. Das Barriereriff machte jetzt, wo der Dampfer um den Rest seiner Ladung erleichtert war und wie ein riesiger Kork auf dem Wasser schwamm, seinem Führer keine Sorge mehr.

In der Straße drehte er sich, eine Maschine vorwärts, die andere rückwärts schlagen lassend, langsam auf der Stelle und nahm dann im Nordkurs volle Kraft auf. Der frische Monsun begünstigte die Fahrt. Die See lief ruhig, als wüßte sie nichts mehr von dem Unwetter, das wenige Tage zuvor sie aufgewühlt hatte.

Erich wurde in seinem Dienst am Telefunkenhörer von dem dritten Offizier abgelöst, dessen gebrochener Arm keine Verwendung auf der Brücke erlaubte, und der ihn, wenn der Hörhelm irgend welche Signale vernehmen ließ, an den Apparat zu rufen den Auftrag hatte. Aber es war, als wollte jetzt nichts mehr den Frieden des Schiffes stören. Nur die Nacht, wenn der Barbarossa die gewohnten Lichter abblendete und verdoppelten Ausguck in die Finsternis spähen ließ, verriet, daß dieses nicht mehr, wie noch vor wenigen Tagen, die Fahrt eines friedlichen Handelsschiffes sei.

In seinen Freiwachen saß Erich mit dem alten Klaus im Windschutz eines der „Schiffsgeschütze", und der Bootsmann, der noch die Segelschiffzeit der kaiserlichen Marine erlebt hatte, spann sein Garn von dem kleinen Kanonenboot „Meteor," auf dem er einmal Leichtmatrose gewesen war, und das im siebziger Kriege auf derselben Reede von Manila, wo eben noch der Barbarossa gelegen hatte, damals so schneidig dem Bouvet, der großen französischen Dampfkorvette, an den Hals gesprungen war.

„Das waren denn damals andere Dinge, mein Jung," erzählte er in seinem Hamburger Platt, „als jetzt mit den neumodischen Dampfern, wo der Käptn auf der Brücke steht als ein Kutscher auf dem Bock und sagt Hüh und sagt Hott, und das Schiff geht, wohin er will. Aber dazumal . . ."

„Hatte denn der Meteor keine Maschinen?" fragte Erich.

„Eine Maschine ja, aber eine Maschine als eine oll Kaffeemühle. Und was Kapitän Knorr war, der nachher ja wohl ein großer Admiral geworden ist, der hat mit dem Rauch und dem Stank und Maschine und Schraube nicht so viel im Sinn gehabt,

wie mit Schoten und Brassen und mit Segelmanövern den ganzen Tag. Und dazumal, wie wir an den Bouvet gekommen sind, — bumm! macht der Franzos, und unser Fockmast, der lag nach Steuerbord über, und bumm! macht der Franzos nochmal, und vom Besanmast hinten, wo ich am Geschütz gestanden bin, da kam alles von oben, und was die Kreuzgaffel war, die kam denn grad bei mir herunter. Und Geschützführer Kurz, den hat sie denn auch richtig zu Mus zerschlagen. Und drei von den Artilleristen auch. Und ich, ich war nu allein an der Kanone." Er spuckte zur Bekräftigung in weitem, wohlberechnetem Bogen nach Lee über die Reeling.

„Da war denn nichts mit der ollen rußigen Maschine; denn was das Geschirr vom Kreuzmast war, das hatte sich denn da allens in der Schraube verwickelt, und als oll Kapitän Knorr sagt „Hüh!" und „Volldampf verrut!" jawoll, hat sich was Volldampf! Da hat denn die verfluchte Schraube sich nicht drehen können. Und der Meteor lag ganz still, und der Franzos macht immer wieder bumm! und bumm! Und wenn ich nicht gewesen wär . . .!"

Der alte Bootsmann schwieg, und wieder flog eins seiner Geschosse über Bord.

„Was haben Sie denn getan?" fragte Erich.

„Ich war doch an der Kanone auf dem Achterdeck; und wie sich nu der Franzos dreht und will auf uns zu und den Meteor rammen, da hab' ich gezielt, grad unter den Schornstein, wo er seine Kessel hatte, und bumm . . da hat meine Granate ihm grad in den ollen Kochpott geschlagen. Und da war der ganze Franzos nur noch Feuer und Dampf. Und mit dem Rammen vom Meteor, da war das nu nichts mehr. Was aber oll Kapitän Knorr war, der kam denn ja nu runter von der Brücke und hat mir die Hand gegeben und . . ."

„Schipp verrut!" rief es in diesem Augenblick vom Fockmast und schnitt das Garn des Alten ab. Erich, der vom Kapitän, seit er sich in der Seenot des Barbarossa so gut bewährt hatte, den

Auftrag hatte, sich ein für allemal in solchen Fällen auf der Brücke einzufinden, eilte hinauf. Dieses Mal war es nur eine einzige Wolke, die sich schnell vergrößerte, ein Zeichen, daß das noch unsichtbare Schiff weit langsamer fuhr als der deutsche Dampfer. Bald tauchte ein großer, tiefbeladener Frachtdampfer auf, der fast bis zum Hauptdeck ins Wasser tauchte. An dem Mast des Barbarossa, der die deutsche Kriegsflagge im Großtop führte, ging das Fernsignal hoch: „Zeigen Sie Ihre Landesflagge!" Aber der Dampfer tat so, als habe er nichts bemerkt, und wich nur ein wenig nach Backbord aus.

„Oho, mein Junge, so haben wir nicht gewettet," sagte der Kapitän. „Bootsmann!" Er pfiff dem alten Klaus. „Ein Schuß von der Back!"

Auf der Back führte der Barbarossa wirklich eine alte Kanone, die bisher nur gelegentlich zu Signalzwecken dann und wann einen Schuß abgegeben hatte. Der Alte war aber sofort vorn bei seiner verrosteten Donnerbüchse, auf die er große Stücke hielt. Und bald krachte unter fürchterlicher Rauchentwicklung ein Schuß, als ob die Welt zusammengeschossen worden wäre. Als sich der Rauch, der die ganze Back einhüllte, verzogen hatte, stand der alte Bootsmann triumphierend über seiner geliebten Kanone, als ob er noch einmal dem Bouvet „in den ollen Kochpott" geschossen hätte. Der Dampfer drüben aber hatte sich plötzlich eines andern besonnen, und an seinem Großmast ging alsbald hoch . . . die französische Trikolore.

„Jetzt ist der Lümmel zahm," lachte der Kapitän ob der radikalen Wirkung seines Schusses. „Freiwache an Bord! Schaluppe zu Wasser!" rief er über Deck. „Komm, mein Sohn, das wird ein Hauptspaß!" sagte er zu Erich.

Auf ein weiteres Signal des deutschen Schiffes stoppte jetzt der Franzose. Beide Schiffe lagen keine Seemeile von einander entfernt, in der Dünung auf und ab gehend, da. Am Fallreep wartete schon die Freiwache mit Gewehren bewaffnet. Auch Hillgen-

dorf, der einen schweren Kasten unter dem Arm trug, und der alte Klaus stiegen mit ins Boot. In zwanzig Minuten hielten sie am Fallreep des Franzosen.

„Dat is hier, Gott verdamm mich, ein oll verdammt Swinstall," brummte der alte Bootsmann, als sie die Treppe in die Höhe stiegen. In der Tat war der Dampfer arg vernachlässigt. Die Schiffswände zeigten abscheuliche Spuren der Schiffsabfälle, und das Deck, das die Barbarossaleute nun betraten, war seit mindestens drei Wochen nicht gescheuert worden. Zwei schmierige Kerle mit Galgengesichtern kamen ihnen entgegen.

„Wo ist der Kapitän?" fragte van Appen.

Die Leute zuckten die Achseln und grinsten frech. Van Appen wiederholte seine Frage jetzt etwas energischer.

In diesem Augenblick kam der Wachthabende von der Brücke.

„Rufen Sie gefälligst Ihren Kapitän!" sagte van Appen zum drittenmal, diesmal mit nicht mehr mißzuverstehender Deutlichkeit.

„Der Kapitän macht Toilette!"

„Was zum Teufel macht er?"

„Toilette!"

„Gut!" sagte van Appen, „dann stören Sie ihn nicht in seiner Toilette. Zeigen Sie mir Ihre Ladung und Ihre Papiere!"

In diesem Augenblick erschien auf der Bootsdecktreppe der französische Kapitän. Er hatte eine nagelneue blaue Uniform mit weißen Aufschlägen angezogen und einen goldbetreßten Zweispitz aufgesetzt. Unter dem Arm trug er dazu ein riesiges, ausnahmsweise sauber geputztes Fernrohr, das mindestens ebenso lang war wie er selbst. Das kleine Männchen wandelte mit zappeligen Bewegungen auf die Gruppe zu und wirkte in seinem bunten Pfauenkostüm in dieser Umgebung so unendlich komisch, daß die Barbarossaleute nur mit Mühe ihr Lachen zurückhalten konnten. „As ein Kalkuhn!"*) hörte

*) In Hamburger Platt: „Wie ein Truthahn."

Erich den Bootsmann hinter sich sagen. Eben fing der Franzose an, Kapitän van Appen in wohlgesetzter Rede und mit einem Schwall von Phrasen zu begrüßen; aber der unterbrach ihn kurz. „Ich will jetzt in fünf Minuten Ihre Ladung und Ihre Papiere gesehen haben, sonst . . .“ er zeigte nach dem Barbarossa, der mit seinen Kanonen drohend dalag.

„Oh, wir haben nur Reis an Bord,“ meinte der Franzose.

Aber niemand hörte auf den zappelnden kleinen Mann, den jetzt zwei Matrosen in ihre Mitte nahmen, während die übrigen dem Steuermann zu den Luken des Vorschiffes folgten. In der Tat füllten Reissäcke den Raum, und van Appen begann schon stutzig zu werden und den Franzosen wirklich für frei von aller Schmuggelware zu halten. Aber Hillgendorf ließ mißtrauisch den Raum weiter durchwühlen. „Da ist noch mehr dahinter als Reis,“ sagte er. „Weshalb liegt denn der Kasten so tief? Nehmt mal die nächste Lage Säcke noch weg!“ befahl er den Matrosen.

Kaum hatten die die Säcke entfernt, als der französische Steuermann zu protestieren begann. Die Deutschen hätten sich jetzt davon überzeugen können, daß das Schiff nur Reisladung führe und mithin keine Schmuggelware. Er wollte scheinbar eine ebenso lange Rede beginnen wie vorher sein Kapitän. Aber er hatte eben das Wort Völkerrechtsverletzung ausgesprochen, da nahm ihn auf einen Wink van Appens einer der Matrosen sanft und sicher beim Arm und führte ihn auf Deck.

Inzwischen war die zweite Lage der Säcke abgedeckt. Unter der dritten endlich stießen sie auf etwas Hartes. Es war eine schwere Kiste, die sie nur mit Mühe freimachen konnten. Einige Schläge, und der Deckel flog auf.

„Da hätten wir die Bescherung,“ brummte Hillgendorf. Aus dem Stroh, mit dem die Verpackung ausgefüttert war, holte er vorsichtig und sachkundig — — — eine lange Granate heraus.

„Hol mir den oben mal wieder runter und frag ihn, ob das

hier auch Reis ist!“ rief er einem Matrosen zu. Unter der Kiste war überhaupt kein Reis mehr zu sehen, sondern nur noch eine unübersehbare Schicht der gleichen Munitionspackungen.

Der Steuermann wurde wieder heruntergebracht und war etwas blaß im Gesicht, als er seine Schätze entdeckt fand. Und der Kapitän wurde geholt und war noch beträchtlich blasser. Und beide versicherten, daß die Kisten sicher nur aus Versehen in die Reisladung gekommen seien.

„Also ich gebe Ihnen nun noch zwanzig Minuten Zeit, das Schiff zu verlassen,“ schnitt van Appen kurz den sprudelnden Redefluß der beiden ab. „Wo sind die Papiere?“

„Die Papiere?“ jammerte der erschreckte Franzose. „Mein Gott, ich habe keine Papiere an Bord!“

„Gut,“ sagte van Appen und wies wieder nach dem Barbarossa, „gut, dann gehe ich wieder auf mein Schiff und schieße Ihren schmierigen Kasten hier zusammen.“

„Schmieriger Kasten?“ schrie der Franzose. „Mein sauberes Schiff ein schmietiger Kasten?“ Aber niemand hörte auf ihn.

Drüben auf dem Barbarossa hatte sich inzwischen zum Ergötzen unserer Freunde auf den Befehl des an Bord gebliebenen zweiten Offiziers die Mannschaft in Gruppen um die Geschütze aufgestellt, als stünden dort Artilleristen schußbereit. Die hölzernen Mündungsdeckel waren von den genieteten Eisenblechrohren abgenommen, und die Mündungen starrten fürchterlich nach dem Franzosen hinüber, als wollten sie gleich einen Eisenhagel speien.

Dieser kriegerische Anblick wirkte Wunder. In weniger als einer halben Minute war die Kapsel mit den Schiffspapieren da.

„Machen Sie Ihre Boote klar,“ befahl van Appen dem französischen Steuermann.

„Die Boote?“ fragte dessen Kapitän, „die Boote? Mein Gott, wozu denn die Boote? Ich werde mein Schiff nicht verlassen, mein Herr, dazu werden Sie mich nicht zwingen!“

Da packte Hillgendorf die geheimnisvolle Kiste aus, die er vom Barbarossa mitgebracht hatte, und entnahm ihr eine große blanke Büchse, die er dem andern unter die Nase hielt. „Sehen Sie her," sagte er zu dem Franzosen, „diese Sprengpatronen hier hänge ich Ihnen unter Ihre Kommandobrücke. Und in einer halben Stunde fliegt Ihr Schiff in die Luft und Sie mit, wenn Sie sich jetzt nicht in Ihre Boote verfügen!" Er zog seelenruhig das Uhrwerk der Dynamitpatrone auf und brachte sie gerade unter der Kapitänswohnung an.

Das half. In wenigen Minuten waren die Boote zu Wasser gebracht, und die Franzosen stolperten, ihre Sachen unter dem Arm, hinein, der kleine, bunte Kapitän nicht ohne sein langes Fernrohr unter dem Arm, und nicht ohne eine lange neue Rede vom „Widerstand bis auf den letzten Mann" zu halten.

„Etwas rascher, wenn ich bitten darf," trieb van Appen die Franzosen an. „Ich habe nicht die mindeste Lust, mit Ihnen zusammen in die Luft zu fliegen. Ihren Proviant holen Sie sich bei mir von Bord!"

Als alles eingebootet war, stieß auch die Schaluppe des Barbarossa ab. Die Boote ruderten, so schnell sie konnten, aus der gefährlichen Nähe des großen, tiefbeladenen Schiffes, das nun verlassen in der leichten Dünung trieb. Als sie in der Nähe des Barbarossa anlangten, sahen sie eine gewaltige Rauchwolke, die den Franzosen drüben umhüllte, und hörten gleich darauf einen mächtigen Donnerschlag. Als sich der Qualm verzog, lag das Schiff schwer auf der Steuerbordseite, sank rasch tiefer und tiefer, bäumte plötzlich das Heck steil in die Luft, so daß seine Schraube wohl zehn Minuten über Wasser lag, und sank dann rasch, das Vorschiff voran, in die Tiefe.

Kurz darauf enterten die Barbarossaleute, während die Franzosen unten noch finster der Dinge harrten, die da kommen sollten, das Fallreep in die Höhe. Dann wurde reichlich Proviant in die

französischen Boote geschafft. Gerade über ihnen starrte eine der „Kanonen“ über Bord. Plötzlich aber wurde dieses Geschütz nach hinten gezogen, und bald darauf erschien oben auf der Treppe, von dem alten Klaus begleitet, van Appen. Der Bootsmann — die Franzosen unten rieben sich erstaunt die Augen — trug dieselbe Kanone auf dem Rücken, die oben soeben verschwunden war!

„Herr Kapitän!“ redete jetzt van Appen, mit dem Lachen kämpfend, seinen französischen Kameraden an, „Herr Kapitän! Ein Angehöriger Ihrer großen und tapferen Nation soll sich, wie Sie vorhin sagten, bis zum letzten Augenblick verteidigen können. Für den Fall nun, daß Sie auf Ihrer Fahrt noch einmal völkerrechtswidrig angegriffen werden sollten, bin ich gewillt, Ihnen eine meiner guten Kanonen hier zu überlassen!“ Er winkte dem Alten, der die leichte Eisenblechröhre den Leuten ins Boot hinabreichte. Sprachlos saßen sie da, bis sie die List erkannten und ihr grenzenloses Staunen sich in helle Wut verwandelte.

Auf dem Barbarossa liefen den Leuten vor Lachen die hellen Tränen über die Wangen. Der Kapitän aber stand würdig und ernst an der Reeling. „Nehmen Sie geraden Westkurs,“ rief er hinunter, „Sie sind dann in sechs Stunden an Land und werden dort Aufnahme finden. Gute Reise, Kapitän!“

Dann wandte er sich ab und ging auf die Brücke, fröhlich über den gelungenen Husarenstreich seines flinken Schiffes lachend. Der Maschinentelegraph klingelte, und der Barbarossa nahm seine Fahrt wieder auf, die gefoppten Franzosen mit ihren Flüchen hinter sich lassend. —

Zwei Tage vergingen in ruhiger Fahrt. Am Morgen des dritten, als der Barbarossa auf der Höhe von Tsingtau angekommen war, sichtete man zwei Kriegsschiffe, die in rascher Fahrt auf den deutschen Dampfer zukamen. Es war ein großer Panzerkreuzer mit drei Schornsteinen, begleitet von einem winzigen Torpedoboot, das, dem großen Bruder vorauseilend, mit mächtigen Bugwellen die See zerteilte.

Erich wunderte sich, daß niemand an Bord von der drohenden Nähe der Kriegsschiffe erschreckt schien. Der Kapitän sah ganz gelassen durch das Glas den schwarzen Zwerg heranrasen und steckte das Glas wieder ein. „So, mein Jung, jetzt können wir ruhig sein. Der Kreuzer dort ist unser guter Scharnhorst."

Bald darauf hielt eine Barkasse des Torpedobootes neben dem Barbarossa. Ein junger, schlanker Offizier kam an Deck und wurde zum Kapitän geführt. Nach kurzem Gespräch kamen die beiden Herren wieder auf das Promenadedeck, wo Erich wartete.

„Hier," sagte van Appen, „kann ich Ihnen meinen Freund vorstellen, der dem Barbarossa zweimal so gut aus seinem Pech geholfen hat."

„Ich habe schon von Ihnen gehört," sagte Leutnant zur See Brinken, so hieß der junge Offizier, „und ich muß Ihnen meinen Glückwunsch aussprechen. Wir haben noch allerlei zu tun für Sie."

Erich errötete vor Stolz. „Und darf ich fragen, was ich noch tun darf?"

„Still, mein junger Herr," antwortete der Offizier, „nach der Zukunft wird überhaupt bei uns nicht gefragt. Aber wollen Sie sich meine Nußschale da drüben ansehen, wenn Ihr Kapitän es Ihnen erlaubt?"

Erich hatte nie in seinem Leben ein Kriegsschiff betreten. Fragend sah er den Kapitän an.

„Geh nur, mein Jung, in ein paar Stunden sind wir in Tsingtau, und dort treffen wir uns ja dann wieder."

Signale wurden mit dem Scharnhorst gewechselt, der langsam und majestätisch herangedampft war. Dann tanzte die Barkasse mit Brinken und Erich nach dem Torpedoboot hinüber.

Das war nun freilich eine ganz andere Welt als an Bord des großen, geräumigen Dampfers mit seinen Kabinen und den mächtigen Decks. Zuerst wunderte sich Erich, daß die Barkasse überhaupt Platz auf dem winzigen Schifflein fand. Und als dann die

Schrauben zu arbeiten begannen, zitterte der ganze Bau aus dünnem Stahl, als wollte er auseinandergehen. Ein Sprühen ging über das Schiff, als es volle Fahrt aufnahm und bald so zu stampfen begann, daß Erich an seine ersten Tage auf See erinnert wurde und ein bedenkliches Schwindelgefühl spürte, das mit Seekrankheit verzweifelte Ähnlichkeit hatte. Brinken führte ihn nach dem Maschinenraum. Das war nicht Herrn Beckers mächtiges Reich auf dem Barbarossa. Und doch waren in dem engen Raum doppelt so viel Maschinenkräfte in Tätigkeit als dort. Die beiden Maschinen rasten und tobten, und bei den heftigen Bewegungen mußten sich die Schmierer, die mit ihren Ölkannen von Lager zu Lager krochen, fest anklammern, um nicht in das Rädergetriebe geschleudert zu werden. Aus Schläuchen spritzten sie dann Seewasser auf die Lager, die sonst bei den rasend schnellen Umdrehungen sich heiß gelaufen hätten.

Verwirrt stieg Erich wieder auf Deck. Brinken führte ihn vorbei an den kleinen Kanonen, die zum Schutz gegen das Seewasser mit Segeltuchbehängen überzogen waren. Vom Vordeck, wo der niedrige Vordersteven seine platte Nase tief in jede Welle steckte, stiegen sie hinab in den Torpedolancierraum. Der freundliche Offizier zeigte Erich die mächtigen, sprengstoffgefüllten Aluminiumzigarren und die baumstarken Lancierrohre, aus denen sie durch Luftdruck dem Feind entgegengeschleudert werden. Die Kommandotafeln zeigte er ihm, auf denen lautlos in elektrischer Flammenschrift der Befehl zum Abfeuern erscheint, führte ihn durch die Mannschaftsräume, wo die Leute weit enger als auf dem Barbarossa zusammengepfercht in ihren Hängematten vom mühseligen Dienst ausruhten. Er sah Brinkens bescheidene Kammer, die kleiner war als die des letzten Offiziers auf dem Barbarossa. Er teilte mit dem jungen Leutnant sein einfaches Mahl und spürte an allem, wie hart und entbehrungsreich der Dienst auf diesem kleinen surrenden und tanzenden Schiffchen sein müsse. Aber die Ruhe und Knappheit, mit der hier sich alles abspielte, die kurzen Kommandos, die das Schiff und seinen

Dienst wie ein genaues Uhrwerk in Gang setzten, das alles machte doch gewaltigen Eindruck auf ihn.

„Sie möchten wohl gern hierbleiben?" fragte Brinken, als Erich nachdenklich nach dem Barbarossa ausschaute, der mit dem Scharnhorst zurückgeblieben war und kaum mehr über den Horizont hervorragte. „Das wird sich schwer machen lassen," fuhr der Offizier fort, „wir sind hier alle für den Dienst auf Torpedobooten besonders geschult. Nein, bleiben Sie nur auf dem Barbarossa, wir können auch auf den Hilfskreuzern jeden Mann brauchen und solche tüchtige Kerle wie Sie doppelt. Der Tanz wird ja nun auch hier bald losgehen, und wer weiß, was wir noch für Überraschungen erleben. Aber sehen Sie, da biegen wir schon in die Tsingtaubucht ein. Dort hinten werden Sie auf den Höhen auch bald die Stadt sehen können."

Eine halbe Stunde später lag das flinke, kleine Torpedoboot an seiner Boje im Hafen fest. Erich begab sich sogleich an Land, wo er die Ankunft des Barbarossa erwartete, der in einer Stunde mit dem Scharnhorst nachfolgte.

▽

Viertes Kapitel.

Zum erstenmal im Feuer.

Der neue Matrose. — Japans Kriegserklärung. — Der Barbarossa als Hilfskreuzer. — Der Kriegsrat. — Ein Ausfall. — Vor dem Scheinwerfer. — Düstere Ahnungen. — Der erste Schuß. — Getroffen. — Der Verwundete.

Van Appens erster Gang in Tsingtau galt dem Gouvernement der Festung. Erich begleitete ihn und wartete vor dem stattlichen Gebäude. Nach einer Weile wurde er von einer Ordonnanz zu den beiden Herren hineingerufen.

Der Gouverneur, der nachher durch die heldenhafte Verteidigung der Festung seinen Namen unvergeßlich machte, trat dem Jungen freundlich entgegen. „Ich habe von Ihnen schon aus dem Bericht Ihres Kapitäns gehört und freue mich, Sie kennen zu lernen. Sie haben, so jung Sie sind, Ihrem Vaterland schon wertvolle Dienste geleistet. Haben Sie irgend einen Wunsch, den ich erfüllen kann?"

Erich zögerte nicht lange. „Ich möchte als Freiwilliger in die kaiserliche Marine eintreten und dem Barbarossa zugeteilt werden."

„Gut, mein Sohn," sagte der Gouverneur, „das habe ich auch nicht anders erwartet. Nur sind Sie mit Ihren siebzehn Jahren ohne die Genehmigung Ihres Vaters zu jung."

Da kam der Kapitän Erich zu Hilfe: „Herr Karsten, Erichs Vater, ist mein alter, guter Freund, und ich bürge dafür, daß er seine Einwilligung gern geben würde, wenn er hier wäre."

„Dann will ich Ihnen keine Hindernisse in den Weg legen," stimmte der Gouverneur bei. „Wollen Sie denn nun als Telegraphist an Bord bleiben?"

Erich machte ein etwas langes Gesicht. Die Aussicht, immer oben in der engen Zelle zu sitzen, während unten die Geschütze spielten, behagte ihm nicht.

Der Gouverneur lachte: „Ich sehe schon, Sie sind ein kampflustiger junger Mann. Also melden Sie sich nur auf dem Kommando der Matrosenartilleriebrigade! Dort wird man Ihnen die Glieder ein wenig einrenken und Ihnen beibringen, was am Geschütz vorn und was hinten ist. Dann will ich schon dafür sorgen, daß Sie wieder auf den Barbarossa kommen. Leben Sie wohl, werden Sie ein guter Soldat!"

Am nächsten Tag schon stand Erich im Hof einer der Fortkasernen und vertauschte seine Zivilkleider mit der Matrosenjacke. Dann begannen die gefürchteten ersten Tage der Landausbildung, die ein alter Unteroffizier leitete. Aber dem kräftigen Jungen fiel das „Gliedereinrenken" nicht so schwer, wie so manchem seiner älteren Kameraden, die aus den verschiedensten Gegenden Ostasiens herbeigeeilt waren und sich ebenfalls freiwillig gestellt hatten. Auch die unvermeidlichen Unbequemlichkeiten der engen, geräuschvollen Kasemattenkasernen konnten seiner gesunden Jugend nichts anhaben. Immerhin war er froh, als die erste Woche der Ausbildung herum war, und es zum erstenmal an die Übungsgeschütze ging, die oben auf den grünen Wällen des Forts standen, von denen sich die ganze Bucht von Tsingtau überblicken ließ. Da oben gab es dann allerlei Neues zu sehen und zu lernen, die hundert feinen Teile an Geschützverschluß und Richtmaschine zu behalten, mit Munition und Zündschrauben umzugehen, alle Pulversorten wohl zu unterscheiden, Entfernungen zu schätzen und weite, winzige Ziele erkennen zu lernen.

Da Erich gute Augen hatte, wurde er bald zum Richtkanonier ausgebildet. Wenn er dann von dem Wall des Forts hinabsah und über sein Geschützrohr hinunterblickte nach der weiten Bucht, wie sich dort in der Tiefe um die großen Panzerkreuzer Scharnhorst und Gneisenau die schlanken und schnellen Aufklärungsschiffe, die kleinen,

finsteren Torpedoboote scharten, dann war es ihm, als könne diese stolze Eisenmacht kein Feind niederringen.

Dann kam der große Tag, an dem es zum erstenmal zu Schießübungen auf einem kleinen, mit Geschützen armierten Dampfer hinausging. Jetzt galt es, auch den Seegang beim Richten der Kanone zu berücksichtigen und den Augenblick abzupassen, wenn das ferne Ziel, das von einer großen, durch einen Dampfer geschleppten Holzscheibe gebildet wurde, die Visiervorrichtung des Geschützes passierte. Stolz war er dann, als der erste Schuß aus seinem Rohr flog, der Schleppdampfer drüben einen Treffer signalisierte und der die Übung leitende Offizier den jungen Richtkanonier vor allen seinen Kameraden lobte.

Dann kam auch die Stunde, wo der junge Artillerist seine Hand auf das kühle Rohr von deutschem Stahl legte und vor Gott seinem Kaiser die Treue bis zum Tode schwor.

Als die Besichtigung vor dem Kommandeur der Brigade vorüber war, scharte der Offizier die Freiwilligen um sich. Er brachte ihnen neue, ernste Kunde. Auch Japan hatte sich Deutschlands Feinden angeschlossen und streckte die gelbe Hand nach Tsingtau, der jungen deutschen Kolonie, aus.

Den Freiwilligen, die lange in Ostasien gelebt hatten und die Dinge lange hatten kommen sehen, brachte die Kunde nichts Neues. Aber Erich, der die Hinterlist und Tücke des Asiaten am Leibe gespürt hatte, erfaßte die helle Wut bei der Nachricht von dem feigen Überfall auf die kleine deutsche Kolonie. Und als sich dann die ersten feindlichen Schiffe vor der Bucht von Tsingtau zeigten, sehnte er doppelt den Tag herbei, der ihn an den Feind bringen sollte.

Dem Kalender nach war es Herbst geworden, als die Freiwilligen ihren Truppenteilen überwiesen wurden. Die allermeisten von ihnen blieben in der Festung. Erich kam, seinem Wunsche gemäß, auf den guten, alten Barbarossa, den er in der letzten Zeit nur von weitem gesehen hatte.

Tag und Nacht hatten sich inzwischen fleißige Hände geregt, aus dem Handelsschiff nun wirklich einen wehrhaften Kreuzer zu machen. Vorn auf der Back und auf dem Achterdeck standen jetzt zwei Paar schwere Kanonen, und kleinere wurden auf dem Promenadendeck verankert. In die tiefen Räume, die früher Waren aus aller Herren Ländern geborgen hatten, senkten die Dampfwinden jetzt Granaten aus deutschem Erz. In die ehemaligen Passagierkabinen wurde ein Lazarett eingebaut, und bald erinnerte nichts mehr daran, daß „Seiner Majestät Schiff Barbarossa" einst friedliche, sorglose Passagiere getragen hatte. Zum Schluß ging der Kreuzer ins Dock. Jetzt, als das Schiff trocken lag und sein ganzer mächtiger Stahlleib von den Masten bis zum Kiel und den riesigen Schrauben zu übersehen war, erschien ein ganzes Heer von Dockarbeitern, das in einer halben Stunde den dicken Panzer von Seemuscheln und Algen, der sich auf der langen Fahrt durch die Tropen dort angesetzt hatte, entfernte. „Das bedeutet drei Meilen Fahrt in der Stunde mehr," nickte der Kapitän zufrieden.

Van Appen hatte als Kapitänleutnant der Reserve das Kommando des Schiffes behalten. Auch Hillgendorf trug die Uniform der kaiserlichen Marine, und selbst der alte Bootsmann Klaus war trotz seiner fünfundsechzig Jahre an Bord geblieben.

Sonst freilich sah Erich viel neue Gesichter unter der Bemannung. Die Bedienung der Kanonen erforderte eine Anzahl ausgebildeter Artilleristen. Groß war seine Freude, als eines Tages Brinken, der freundliche Kommandant des Torpedobootes, sich bei van Appen als auf den Barbarossa kommandiert meldete. Der junge Offizier sollte die Artillerie des Schiffes leiten und wurde so Erichs direkter Vorgesetzter.

Täglich lief jetzt der Kreuzer in die äußeren Gewässer der Bucht zu Schießübungen aus, und oft lag er die Nacht über in der Vorpostenkette der deutschen Schiffe, die zur Beobachtung der japanischen und englischen Kreuzer jetzt täglich den Eingang zur

Bucht sichern mußten. Jeder an Bord merkte, daß es nun blutiger Ernst wurde mit dem Krieg, und daß es mehr galt als lustige Kaperfahrten.

Erich hatte seinen Posten an einem der Heckgeschütze, dessen Führer ein blutjunger Marinefähnrich aus Mecklenburg war. Sie waren fast gleichaltrig, und obwohl der andere Erichs Vorgesetzter war, schlossen sie bald gute Kameradschaft miteinander.

Eines Tages, als der Barbarossa eben wieder von einer Schießübung zurückgekehrt war, beriefen Signale des mächtigen Admiralschiffes, das vor seiner Boje im Hafen lag, die Kommandanten aller im Hafen befindlichen Kriegsschiffe an Bord zum Chef des Geschwaders.

Lange währte es, bis van Appen wieder zurückkehrte, und sein Gesicht war ernst, als er das Fallreep wieder hinaufstieg. Die Offiziere wurden zu ihm gerufen und jedem der Mannschaften das Verlassen des Schiffes verboten. Barkassen kamen und gingen mit Meldungen. Fortwährend flogen die Signale auf allen Schiffen auf und nieder.

Um sieben Uhr abends löste sich plötzlich der düstere Koloß des Scharnhorst von seiner Hafenboje. In Kiellinie folgten Gneisenau und die leichten Kreuzer, umgeben von dem Schwarm der Torpedoboote.

Als letztes der Schiffe nahm nun auch der Barbarossa die Anker auf. Als Erich die lange Reihe der Fahrzeuge sah, wußte er, daß es dieses Mal nicht nur zu einer Übung ging. Niemand wußte um das Ziel der Fahrt, aber aller Gesichter sahen ernst nach der versinkenden Festung zurück, vor deren Außenwerken in den letzten Tagen der Feind auch seine ersten Landtruppen gezeigt hatte.

„Nun sind wir fahrendes Volk," scherzte der junge Mecklenburger, der mit Erich an der Heckreeling stand. „Nun haben wir keinen Hafen mehr, und wenn wir wirklich weit über See gehen, müssen wir unsere Kohlen und unsern Proviant aus den Bäuchen

feindlicher Schiffe nehmen. Glauben Sie," seine Stimme wurde plötzlich sehr ernst, „daß wir noch einmal deutsche Erde wiedersehen werden?"

„Weswegen denn nicht?" fragte Erich erstaunt.

„Ja, weswegen nicht?" antwortete der Fähnrich, und seine Stimme klang seltsam schwermütig. „Ich weiß auch nicht, weswegen ich das Gefühl habe, daß ich niemals mehr Deutschland wiedersehen werde."

Erich versuchte dem andern seine Ahnungen auszureden, aber der blieb stumm und traurig.

Als die Sonne gesunken war, waren die andern Schiffe des Geschwaders, das sich zu einer breiten Front entwickelt hatte, längst außer Sicht gekommen. Nur die drahtlose Telegraphie hielt vom Schiffe des Admirals aus das kleine Geschwader zusammen.

Der Barbarossa fuhr, wie an dem Abend von Manila, ohne Licht und ohne Rauch. Die Maschinen liefen mit voller Kraft. Kein lautes Wort durfte an Bord gesprochen werden, und die Artilleristen hatten den Befehl, sich im Bereich ihrer Geschütze zu halten. Alles wußte, daß es heute noch galt, durch die Vorpostenkette des Feindes zu kommen, und so spähte jeder angespannt in die Dunkelheit hinaus.

Die Nacht war mondlos und still. Die beiden neuen Freunde lehnten an ihrem Geschütz und lauschten gespannt auf irgend einen Ton, der das Nahen des Feindes hätte verraten können. Zum erstenmal sollten sie in feindliches Feuer kommen, und so täuschte sie ihre Aufregung oft. Mehrmals glaubten sie das Rauschen einer Schraube gehört zu haben. Aber es waren immer nur die Laute des eigenen Schiffes. Es war tiefe Nacht geworden, und beide waren schließlich überzeugt, daß sie den Feind längst hinter sich haben mußten. So lehnten sie in leisem Gespräch an ihrem Kanonenrohr und plauderten leise von dem fernen Deutschland.

Plötzlich fuhr der Mecklenburger zusammen. Ehe Erich ihn

nach der Ursache seines jähen Erschreckens fragen konnte, suchte der andere hastig den Raum neben und unter der Kanonenlafette ab.

„Haben Sie nichts gesehen?“ fragte er seinen Kameraden.

Erich hatte nichts bemerkt. Noch einmal suchte der andere vergebens. Dann sah er nachdenklich vor sich hin. Aber Erich bemerkte, daß er heftig zitterte. Besorgt sah er ihn an.

Aber da beruhigte ihn schon der Fähnrich: „Lassen Sie nur, es ist ja gewiß alles Einbildung von mir; ich habe nur das Gefühl, daß ich heute nacht fallen werde.“

Eben wollte Erich den Freund gehörig auslachen, da gellten plötzlich die Pfeifen der Bootsleute schrill durch das Schiff. Das war das Signal „Klar zum Gefecht!“ Die beiden fuhren auf. Aber ehe sie noch an ihren Plätzen waren, fegte plötzlich eine helle, den Augen unendlich weh tuende Lichtmasse, die von irgendwo aus dem Dunkeln kam, über das Deck, so daß sie zunächst halb betäubt stehen blieben.

Als Erich seine Augen, die er wie vor einem fürchterlichen Blitz hatte schließen müssen, mühsam öffnete, war das Achterdeck des Barbarossa taghell beleuchtet. Grell hoben sich die Schatten seiner Kameraden gegen die tiefe Nacht ab. Da blitzte es draußen, jenseits des entsetzlichen kreideweißen Lichtkegels, rot auf. Ein Heulen hoch in der Luft, und dann ein fürchterlicher Donnerschlag, der das ganze Schiff durchzitterte. Wie von einer unsichtbaren Riesenfaust war Erich zu Boden geschleudert worden. Er fühlte einen Schmerz an seinem linken Bein, aber was jetzt folgte, spielte sich mit so ungeheurer Geschwindigkeit ab und beeindruckte ihn so stark, daß er ihn sofort wieder vergaß. Noch wußte er nicht, wie alles eigentlich gekommen war, da hörte er Stöhnen in seiner Nähe. Als er sich aufrichtete, sah er, daß ein großes Stück der Backbordreeling fortgerissen war, und daß sich dort ein paar seiner Leute vom Geschütz am Boden wälzten. Er erschrak heftig: auch der Freund, mit dem er eben gesprochen, lag regungslos da, mit dem

Gesicht dem Deck zugewandt. Er versuchte aufzublicken, aber sofort fühlte er wieder die entsetzliche, blendende Lichtmasse.

Da hörte er plötzlich einen lauten Kommandoruf von der Brücke, und mit einem raschen, engen Bogen war der Barbarossa aus dem scharf begrenzten Lichtkegel entwichen. Und nun sah er, gewaltsam sich von den Schrecken losreißend, die ihn umgaben, in der tiefen Nacht ganz nahe eine große graue Masse, von der jener helle Schein, der ihn vorher geblendet hatte, ausging. Er wußte, daß es ein feindliches Schiff war, das jetzt mit wilden Bewegungen seines Scheinwerfers nach dem deutschen Kreuzer suchte, um dessen Mannschaft von neuem zu blenden und wehrlos zu machen. Nun krachte es auch drüben wieder, aber die feindlichen Schüsse gingen, nun der Barbarossa unsichtbar war, aufs Ungefähr ins Dunkle hinein. Das alles war das Werk weniger Sekunden.

Erich beugte sich hinter den Schutzschild seines Geschützes und sah, daß es unbeschädigt geblieben war. Blitzschnell wurde es ihm klar, was es galt: der stärkere Feind durfte den Barbarossa nicht wieder mit seinen blendenden Augen entdecken, sonst war das deutsche Schiff bei der nächsten Breitseite des Gegners verloren. Neben dem Rohr richtete sich jetzt stöhnend der eine seiner Geschützkameraden auf. Erich stand bereits an der Richtmaschine und spähte nach dem Feind. Ohne an das, was er eben erlebt, zu denken, raunte er dem Verwundeten, der die Maschine bediente, seine Weisungen zu. Jetzt war der Schein wieder dicht beim Barbarossa. Eine kurze Schwenkung, und der deutsche Kreuzer mußte entdeckt sein. Erich beobachtete angespannt die Richtung der Kanone. Aber sie zeigte viel zu tief in das Wasser hinein.

Da aber hob eine lange rollende See ganz langsam das Schiff und mit ihm das Geschütz. Jetzt, jetzt mußte die strahlende Lichtquelle da drüben in das Visier kommen, und . . . „Feuer!“ rief er dem andern zu, der mit der Leine in der Hand zum Schuß bereit dastand. Dem gewaltigen tiefen Baß der Kanone antwortete

drüben ein Krachen und Bersten. Dann fuhr der Scheinwerfer plötzlich in ganz veränderter Richtung herum und erlosch.

„Dem ist justement das Auge ausgeschossen," hörte Erich hinter sich den alten Klaus sagen. Aber er achtete nicht darauf. Er war nach dem ersten Schuß wie von einem Fieber ergriffen; blitzschnell riß er den Verschluß des Geschützes auf und lud mit Hilfe seines verwundeten Kanoniers von neuem. Dann spähte er wieder durch die Nacht, da wo er eben noch ganz nahe das Ziel gesehen hatte; aber spukhaft, wie der Feind aus dem Dunkeln aufgetaucht war, war er jetzt wieder verschwunden.

Er wartete ungeduldig darauf, daß nun der Barbarossa seinen eigenen Scheinwerfer würde spielen lassen, aber er merkte bald an dem heftiger werdenden Zittern des Schiffes, daß es rascher als zuvor vorwärts eilte. Der Kapitän hatte den Befehl erhalten, sich in kein Gefecht mit dem Feinde einzulassen.

Nun erschien Brinken auf dem Achterdeck und sprach Erich auf den glücklichen Schuß hin an. Da erst erwachte unser Freund aus der betäubenden Anspannung seiner Sinne, die in ihm alle andern Empfindungen ertötet hatte. Er fühlte jetzt plötzlich, daß sein linkes Bein bleischwer war, und daß ihm etwas Warmes den Unterschenkel hinunter lief. Die Stimme des ihn lobenden jungen Offiziers klang mit einem Male wie aus meilenweiter Ferne in sein Ohr, und dann kam eine unbezwingliche Schwäche über ihn, die alles um ihn versinken ließ. Besinnungslos taumelte er gerade dem alten, hinter ihm stehenden Bootsmann in die Arme.

Der Barbarossa lief, als wäre der Teufel hinter ihm her, weiter nach Osten in die Nacht hinein.

▽

Fünftes Kapitel.

Kaperfahrten.

Im Lazarett. — Auf dem Schiffsfang. — Die Gefangenen an Bord. — Der rote Kapitän. — Eine falsche Auskunft und ihre Folgen. — Eine Vision. — Der englische Dampfer. — Die Meuterei der Gefangenen. — Ein vereitelter Angriff. — Hilfe in höchster Not.

Als am nächsten Morgen Erich erwachte, lag er im Lazarett des Schiffes. Seine Verletzung war nicht schwer. Ein Holzsplitter des zerrissenen Decks hatte ihm eine tiefe Schramme am Bein gerissen, und der Blutverlust hatte ihm gestern die Sinne benommen. Aber vier brave Artilleristen hatte die feindliche Granate zerschmettert, als sie gestern dem Barbarossa das mächtige Loch in seine Backbordseite gerissen hatte, das bis in den Raum hinunterging. Daß sie auch den jungen Kameraden von seiner Seite gerafft, der in den Stunden vor dem Gefecht so schwermütig gewesen und seinen Tod geahnt hatte, fiel ihm erst jetzt wieder ein.

Der Kapitän besuchte ihn und sprach freundlich mit dem jüngsten Kanonier des Barbarossa. „Du hast ihm den Fockmast mit dem Scheinwerfer über Bord geschossen, und das war ein Glück, denn es war ein großer japanischer Kreuzer, und wenn uns die gelben Brüder noch einmal mit ihrem Talglicht beleuchtet hätten, so wäre der Barbarossa wohl mit der nächsten Geschützlage erledigt gewesen. Ich will dir diesen Schuß nicht vergessen, und du kannst dir heute die Unteroffizierlitzen auf die Jacke nähen lassen. Guten Tag, mein Jung, ich habe leider keine Zeit mehr."

Aber Erich wurde der Beförderung nicht recht froh. Er dachte an die vier Kameraden, die gestern noch frisch und froh wie er selbst von Kampf und Sieg und vielleicht auch von der Heimat

geträumt hatten, und die nun in der Kammer nebenan still und stumm unter der schwarzweißroten Kriegsflagge lagen, die man über sie gedeckt hatte.

Kurz nachdem der Kapitän gegangen war, hallten dumpfe, lange Trommelwirbel über das Schiff. Durch die Tür, die der Krankenwärter ein wenig geöffnet hatte, sah er die Mannschaft jetzt auf dem ehemaligen Promenadendeck antreten und vor den vier Toten das Gewehr präsentieren. Der Kapitän sprach ein paar Worte, knapp und kurz, denn man war eben im Krieg, und der Barbarossa durfte nicht einmal, wie es sonst wohl geschieht, seine Maschinen stoppen, als die vier stillen Gäste, in Leinwand genäht und mit Eisengewichten beschwert, über Bord glitten, so sanft es eben ging.

Auch Brinken hatte so etwas wie Tränen im Auge, als er nach der schlichten Totenfeier zu Erich trat, der schluchzend sein Gesicht in den Kissen barg.

Erichs Wunde wollte nicht recht heilen. Sie eiterte, und Fieberkrämpfe schüttelten den jungen Unteroffizier. In seinen Phantasien sah er den wilden Tanz an sich vorüberziehen, den er seit Manila erlebt hatte. Da sah er durch den Ventilatorspalt den gelben Japaner in den Schiffspapieren wühlen. Dann wieder stand der Kapitän auf der Brücke und fuhr mit dem Barbarossa mitten in eine Insel hinein, ohne daß irgend ein Fahrwasser sichtbar gewesen wäre. Schneider, der Verräter, trat an sein Bett und riß ihm den Hörhelm vom Kopf, den er aufzuhaben glaubte. Dieser Traum quälte ihn am meisten. Und wenn er aufwachte, griff er nach der Ledertasche, in der er den Steckbrief des Verräters mit dessen Bilde aufbewahrte.

War er dann am Morgen wieder bei klaren Sinnen, so mußte er wohl über sein noch immer nicht besiegtes Grauen vor dem Mörder lachen, den ja längst die Fische gefressen hatten. Aber ein geheimer Schauder überlief ihn doch noch immer, wenn er das Bild des Toten sah. Endlich, nach zwei vollen Wochen, begann

das Fieber zu sinken. Die Wunde fing an zu heilen; so konnte er an Deck umherhinken und erlebte als Zuschauer die mannigfachen Abenteuer der Fahrt durch den gewaltigen Ozean.

Das Geschwader hatte Südsüdostkurs genommen und war auf seiner Fahrt durch den Pazific wieder in den Tropen angelangt. Mühselig und aufreibend für die Besatzung war diese Reise. Die Schiffe kamen nur selten einander in Sicht. Sie suchten vielmehr in weiter Kette die See nach feindlichen Handelsschiffen ab, denn das deutsche Geschwader war ja wirklich heimatlos, hatte keinen Hafen, in dem es seine Kohlenvorräte und seinen Proviant ergänzen konnte. Es mußte eben aus den Kohlenbunkern des Feindes die eigenen Feuer speisen und seine Kammern mit englischen und französischen Lebensmitteln füllen. Das Admiralschiff zumal und der große Gneisenau brauchten wegen ihrer zahlreichen Besatzung und wegen der Größe ihrer Maschinen besonders viel von der Beute, und so machten die kleineren Schiffe und die Hilfskreuzer oft in weitem Bogen, der sie weitab von der deutschen Flotte führte, Jagd auf die feindlichen Kauffahrer, die sich, die Nähe des Gegners nicht ahnend, durch ihre drahtlosen Telegramme oft schon aus der Ferne den Deutschen verrieten. Dann galt es, alle Kräfte anzuspannen und aus den Maschinen die letzte Kraft zu holen, um den Feind zu erwischen und ihm den Weg abzuschneiden.

Es ereigneten sich dabei immer dieselben Szenen: kam der Feind in Sicht, so preschten die Hilfskreuzer auf ihn zu, richteten ihre Geschütze auf ihn und signalisierten ihm den Befehl: „Maschine stoppen!“ Dann fuhr, wie damals bei dem Franzosen, die Schaluppe hinüber und forderte die Besatzung höflich auf, das Schiff zu verlassen. Freilich war der Kapitän jetzt vorsichtiger. Seit es bekannt geworden war, daß England auch seine Handelsdampfer gegen solche Überfälle zu bewaffnen begann, wurde die Kaperbesatzung, die zur Durchsuchung des Feindes ausfuhr, bis an die Zähne bewehrt, und manchmal waren es, bei größeren Kauffahrern zumal,

drei oder vier Boote, die der Barbarossa aussetzte. Waren dann die Vorräte des Feindes, der bisher in keinem Falle einen Widerstand gewagt hatte, auf das deutsche Schiff übernommen worden, so fuhr der gekaperte Dampfer mit einer Sprengpatrone gen Himmel, denn die Geschützmunition, die man ja nirgends ergänzen konnte, mußte unter allen Umständen gespart werden.

So ging es Mal um Mal, und der Barbarossa allein hatte in den ersten vier Wochen fünf Engländer „geschossen", wie sein alleweil fröhlicher Kapitän sich ausdrückte.

Nur die Besatzung der feindlichen Schiffe machte ihm Sorge, denn man war eben auf hoher See, viele Hunderte von Seemeilen von jedem Land entfernt, und man konnte daher die Leute der gekaperten Dampfer nicht in ihren eigenen Booten ihrem Schicksal überlassen, sondern war gezwungen, sie an Bord des eigenen Schiffes zu übernehmen.

Bald hatte der Barbarossa hundertfünfzig solcher Gäste an Bord. Davon waren freilich nur wenige wirkliche Engländer. Die farbigen Leute der Trimmermannschaften überwogen. Diese Farbigen, meist Japaner und Malayen, brachte man im Zwischendeck unter, das sie nicht verlassen durften, und vor dessen Zugang ein Posten mit geladenem Gewehr stand. Die Weißen genossen innerhalb eines gewissen Schiffsgebietes in möglichster Entfernung von den Kanonen und der Brücke Bewegungsfreiheit.

Auch sonst behandelte der freundliche Kapitän seine Gefangenen höchst zuvorkommend. Dem geschworenen Engländerfeind, dem alten Klaus, der die Oberaufsicht über die im Zwischendeck Untergebrachten zu führen hatte, wollte das freilich nicht recht in den Sinn. Er ging brummend umher und hätte am liebsten die bunte Gesellschaft mit ihren weißen Offizieren in einen gemeinsamen Käfig gesperrt.

Einer besonders, ein baumlanger englischer Kapitän mit brandrotem Haar und einem Gesicht, das von einer mächtigen, vom Auge bis zum Mundwinkel laufenden Narbe entstellt war, machte so viel

Ansprüche und benahm sich so herausfordernd, daß der alte Seemann immer einen puterroten Kopf bekam, wenn der Engländer wieder einmal in seiner Art über das Essen an Bord und die „Unverschämtheit“ der Deutschen geschimpft hatte.

Eines Nachmittags, Erich war noch immer nicht ganz wiederhergestellt, hatte der Telegraphist des Barbarossa die drahtlose Anfrage eines englischen Dampfers aufgefangen, der, nur britische Schiffe in der Nähe wähnend, ganz harmlos anfragte, ob das deutsche Geschwader etwa in der Nähe sei, damit er ihm aus dem Wege laufen könne. Das Schiff kam gerade in der Fahrtrichtung der deutschen Flotte heran.

„Dem haben wir den rechten Weg gewiesen,“ lachte der Kapitän, der Erich bei seinem Liegestuhl auf dem Achterdeck aufsuchte, „wir haben uns dem Engländer als der französische Dampfer Cochinchina vorgestellt und ihm geraten, er solle ein paar Striche südlicher laufen, weil wir weiter oben selbst die deutschen Schiffe gesehen hätten. Wir brauchen also gar nicht nach den Herren zu suchen, sie kommen uns ja selbst entgegengelaufen. Nach seiner Ortsangabe muß er in längstens zwei Stunden hier sein.“

Alles wartete und schaute gespannt nach dem südöstlichen Horizont aus. Es war ein besonders heißer Tag, und Erich lag trotz der Erregung, in der das ganze Schiff war, im Halbschlummer in seinem Liegestuhl. Ab und zu nur weckte ihn das Lärmen der Gefangenen unten im Zwischendeck.

Plötzlich hörte er leise Schritte an seinem Stuhl vorbeigleiten. Er hatte in der Erschlaffung die Augen halb geschlossen und schlug sie auch erst ganz auf, als das, was sich nun abspielte, ihn vollends wach gemacht hatte. War das eben Wirklichkeit gewesen oder ein Traum? Dort hatte sich doch eben — aber das war ja kaum möglich — der lange englische Kapitän über die Reeling des Achterdecks und allem Anschein nach über Bord geschwungen. Er humpelte, so rasch das Bein es ihm erlaubte, an die Stelle, wo sich dieser

ihm unerklärliche Vorgang soeben blitzschnell abgespielt hatte. Er sah in die See hinab, die heute spiegelglatt war. Einen über Bord Gesprungenen hätte er, da das wartende Schiff kaum Fahrt machte, bemerken müssen. Aber so sehr er auch das Kielwasser absuchte, nichts war dort zu entdecken. Unmittelbar unter dem Achterdeck lag das Zwischendeck, und weil dieses nach See zu keine abgeschlossenen Wände, sondern nur eine offene, das heißt lediglich von Eisenstangen gebildete Reeling hatte, so konnte sich dort wohl ein gewandter Mann von der nötigen Körperlänge hinuntergelassen haben. Er sah hinab. Aber bei der Mannschaft der gekaperten Schiffe war alles still. Er glaubte sogar ein paar der Leute dort schnarchen zu hören. Offenbar war das also nur einer von den Träumen, wie sie ihn in der Genesung schon so oft genarrt hatten, und er begann über seine Einbildungskraft zu lachen.

In diesem Augenblick wurde im Ausguck am Fockmast ein Schiff gemeldet. Alles eilte auf die Back, und auch Erich begab sich, seine Vision vergessend, auf die Brücke. Dort war eben am Horizont der Rumpf eines Schiffes aufgetaucht, das nur ein Handelsfahrer sein konnte. Der Maschinentelegraph klingelte. Wie ein Tiger sprang der Barbarossa auf seine Beute los.

Es war eines jener gewaltigen Frachtschiffe neuester Bauart, das den Hilfskreuzer an Größe bei weitem übertraf. „Ein schmackhafter Dampfer!" scherzte Hillgendorf, der die Wache hatte.

Der Barbarossa hißte die deutsche Flagge und befahl dem Schiff, seine Fahrt zu stoppen. „Nun fällt ihnen das Herz in die Hosen," lachte der Kapitän, als auf dem Kauffahrer nach einer Weile und etwas zögernd die englische Flagge hochging.

„Kutter zu Wasser! Schaluppe zu Wasser! Barkasse zu Wasser! Bootsgäste antreten!" schallte der Befehl über das weite Schiff. „Ich gehe selbst hinüber," sagte der Kapitän und übergab Hillgendorf das Kommando.

Die drei Boote wurden zu Wasser gebracht. Offenbar wünschte

der Kapitän das große Schiff nur mit besonders zahlreicher Mannschaft zu betreten. Er selbst übernahm das Kommando des Kutters, während der zweite und der dritte Offizier in den beiden andern Booten Platz nahmen. Auch Brinken, der jedesmal nach dem Durchsuchen die Sprengung des Schiffes auszuführen hatte, begleitete die Mannschaft.

Der Barbarossa blieb dieses Mal wie ausgestorben zurück. Das Maschinenpersonal war wohl auch heute an Bord geblieben, aber es benützte das Stilliegen des Schiffes zu einer Reparatur an dem Getriebe und blieb also unter Deck. So waren nur ein paar Matrosen und einige von den Artilleristen zu sehen, die von der Back aus der Abfahrt der Boote zuschauten.

Erich war wieder zu seinem Liegestuhl auf dem Achterdeck gegangen. Er sah, wie drüben am Fallreep des Engländers die drei Boote festmachten, und wie die Mannschaft, die durch das Glas wie ein Gewimmel von Zwergen aussah, über die Treppe an Deck enterte.

In diesem Augenblick hörte er einen dumpfen Lärm, der ihn stutzig machte. Er lauschte. Das klang wie ein Stampfen und Raufen und dann wie das Stöhnen bedrängter Menschen. Er erschrak. Was in aller Welt war das? Das klang so fern und konnte doch unmöglich von drüben, von dem gut drei Meilen entfernten Engländer kommen. Aber wie er sich auch umschaute, er konnte die Ursache des seltsamen Geräusches nicht entdecken. Er beugte sich über die Reeling und überschaute, soweit seine Augen reichen konnten, das Zwischendeck. Aber dort war alles totenstill. Er sah zur Brücke hinüber: dort ging ganz gemächlich die Wache, die dort jetzt immer postiert war, auf und ab, und Hillgendorf lehnte, gemütlich seine kurze Pfeife rauchend, über die Reeling und sah nach dem Engländer hinüber.

Erich beschloß, weil er das immer noch anhaltende, unheimliche Geräusch dem Wachthabenden melden wollte, sich nach vorn zu begeben. Plötzlich, als er die Hälfte des Promenadendecks er=

reicht hatte, fuhr ihm ein eisiger Schreck durchs Blut. Ganz dicht an seinem Ohr war jetzt das dumpfe Lärmen gewesen und klang doch so hohl und gedämpft, als kämen die Stimmen aus dem Grabe. Er war eben an einem der schmalen Kühlschächte vorübergekommen, die dem Maschinenraum frische Luft zuführten. Er schaute hinab, konnte aber in der dunklen Tiefe nichts sehen. Er legte das Ohr an die Öffnung: kein Zweifel, aus diesem Spalt kam das rätselhafte Tosen. Und jetzt — — das Blut trat ihm aus dem Gesicht — — hörte er deutlich die halblaut in größter Eile geflüsterten englischen Worte: „Knebel in den Mund, und mach ihn kalt, wenn er sich rührt!"

Was um Gottes willen war das? Er rannte an das offen stehende Glasdach, das den Maschinenraum nach oben deckt. Er konnte nicht viel sehen. Am Tage vorher war schwere See gegangen, und die hochliegenden Zylinder der Maschine waren durch ein oben aufgespanntes Segeltuch gegen die Spritzer des Seewassers geschützt worden. Aber deutlich sah er jetzt in dem schmalen Gesichtsfeld, das ihm blieb, daß dort einer der farbigen Trimmer über einem Ingenieur des Schiffes kniete, der — es blieb kein Zweifel — gefesselt auf dem eisernen Boden des Raumes lag. Und jetzt sah er auch deutlich das rote Haar des baumlangen Engländers auftauchen. Nun begriff er: das Maschinenpersonal des Schiffes war von den Gefangenen überfallen und offenbar überwältigt.

Jetzt fiel ihm auch das ein, was er vorher im Halbschlaf gesehen und also nicht geträumt hatte: der Brite hatte sich ins Zwischendeck geschwungen, den Überfall vorbereitet und ihn dann, von der Abwesenheit der Mannschaft begünstigt, sofort ausgeführt. Erich sah nach dem Treppenhals, der nach dem Zwischendeckquartier der Gefangenen führte: richtig, dort lag der Posten, der dort immer stand, gefesselt und geknebelt auf der obersten Stufe. Niemand hatte auf dem menschenleeren Mittelschiff den kurzen Kampf gehört.

Blitzschnell fuhren ihm alle diese Bilder und Gedanken durchs

Hirn. Zu überlegen blieb jetzt keine Zeit mehr, denn auf den schmalen Eisenleitern, die aus dem Maschinenraum hinaufführten, hörte er jetzt hurtige nackte Füße die Stufen hinaufklimmen. Den Waffenlosen, noch immer von seiner Wunde Gehemmten ergriff ein eisiger Schreck: das galt sicher ihm. Er stieß einen lauten Schrei aus und rannte, so schnell ihn seine Beine trugen, das Promenadendeck entlang nach vorn zu der Treppe, die zu dem Bootsdeck führte. Hinter sich hörte er immer dichter die nackten Füße der Verfolger, die ihm näher und näher kamen. Jetzt war — er drehte sich im mühsamen, schmerzhaften Laufe nicht um — der Verfolger so nah, daß er jeden Augenblick die Hand an seinem Genick und vielleicht das Messer in seinem Rücken spüren mußte. Da faßte ihn neues Entsetzen: dicht vor ihm war der in die Planken des Promenadendecks eingelassene Eisendeckel des nach den Kohlenbunkern führenden Schachtes weit geöffnet, offenbar schon für die Übernahme der Kohlen aus dem Engländer. Wenige Schritte nur vor ihm gähnte der zwei Meter breite Spalt, der sicher fünfzehn Meter hinab durch den ganzen Schiffsraum ging. Ein Ausweichen war nun nicht mehr möglich. Er nahm seine letzten Kräfte zusammen, bezwang den Schmerz seiner Narbe und setzte in verzweifeltem Sprung über den gähnenden Abgrund.

Das war vorerst seine Rettung. Dem Verfolger war die Öffnung durch den Körper des Knaben offenbar verdeckt gewesen. Im Laufen hörte Erich einen Schrei und gleich darauf ein dumpfes Aufklatschen in der Tiefe.

In diesem Augenblick war er selbst an der Eisentreppe, die zum Bootsdeck führte. Als er um die Ecke des Salonaufbaues bog, sah er das Promenadendeck voller Menschen, die alle hinter ihm her waren. Von neuem schrie er, so laut er konnte. Das mußte Hillgendorf, das mußten auch die Leute auf der Back gehört haben. Er klomm die Leiter hinan, er war auf der Hälfte ihrer Höhe, da sah er den langen Engländer um die Ecke des Salonaufbaues biegen.

„Hillgendorf!" schrie er zum dritten Mal. Mit einem Satz schwang er sich durch den Schlitz des Bootsdeckes, während sein Verfolger eben den Fuß auf die erste Stufe der Leiter setzte. Verzweifelt spähte Erich um sich. Da schoß es ihm wie ein Blitz durch das Hirn: der Schlitz war, um in Fällen von Meuterei das Bootsdeck und die Kapitänswohnung nach unten abzusperren, durch eine schwere Tür verschließbar, die sich nach oben öffnete und für gewöhnlich oben an die nahe Rückwand der Telefunkenkabine angehakt war. Zu spät: er konnte den Haken, der sie hielt, nicht mehr erreichen. Der Engländer hinter ihm raste die Treppe hinan.

In diesem Augenblick, als er schon alles verloren gab, sah er Hillgendorf hinter der Telefunkenkabine hervorspringen. Der Offizier hatte die Gefahr erkannt. Eben streckte der Engländer die Hand durch den Schlitz, um seinen Körper nachzuziehen, da hatte der Offizier den Haken gelöst, und die Tür sauste hinab.

Ein Wehgeheul kam von unten: das zentnerschwere Gatter hatte dem Engländer die Finger der vorgestreckten Hand zermalmt. Wohl versuchte er jetzt mit dem Kopf die Tür hochzudrücken, aber da hatte sich auch schon Erich mit seinem erschöpften Körper auf das Gatter geworfen. Und jetzt bog auch der alte Klaus, der sich vorher auf der Brücke zu schaffen gemacht hatte, um die Ecke und schob den Riegel des Gatters zu. Vorerst waren die drei gerettet.

Aber schon drohte eine neue Gefahr. Hillgendorf hatte sie zuerst erkannt. Mit aller Kraft riß er Erich, der noch auf dem Gatter lag, von dort zurück. Kaum hatte er den Knaben von dort fortgezerrt, da knallte es unten zweimal, und an zwei Stellen wurde die Tür von Kugeln durchbohrt. Die Meuterbande hatte sich also der durchschlagkräftigen Militärgewehre bemächtigt, die unten im Gange in ihren Stützen standen. Durch das Bootsdeck freilich, das eine Eisenlage unter seinen Teakholzdielen hatte, konnte keiner der Schüsse dringen.

Jetzt drückte der erste Offizier Erich und dem Bootsmann die



Mit Admiral Spee. Seite 73.



Pistolen in die Hand, die er aus der Kapitänswohnung geholt hatte. Mit dem bewaffneten Posten, der oben auf der Brücke gestanden hatte, waren sie jetzt vier Gewehre. Aber nun galt es auch doppelt rasch zu handeln. Denn die Eisenstreben entlang, die das Bootsdeck trugen, kletterten jetzt wie behende Affen die gelben Trimmer. Um jeden Preis wollten sich ihre englischen Offiziere des Bootsdeckes, wo sie die Telefunkenapparate, mithin die Verbindung mit den andern Schiffen des Geschwaders wußten, bemächtigen.

Hillgendorf und der alte Bootsmann hatten sich, jeder an einer Seite des Schiffes, so postiert, daß sie den Rand des Bootsdeckes mit ihren Schüssen bestreichen konnten. In das Feuer ihrer Parabellumpistolen krachte das Gewehr des Brückenpostens, und sie sahen die Kletterer wie angeschossene Katzen hinunterpurzeln und hörten den Aufschlag der schweren Körper auf das hochaufspritzende Wasser.

Aber alles schien umsonst zu sein: an jeder der etwa vierzig Streben, die das Bootsdeck stützten, kam jetzt eine flinke Gestalt in die Höhe. So viele konnten sie unmöglich bewältigen. Und die erste Pause, in der sie die Magazine ihrer Waffen füllen mußten, mußte unfehlbar ihr Ende bringen.

Aber jetzt knallte es auch von der Back her. Die dort zurückgebliebene Mannschaft hatte Erichs Lauf über das Promenadendeck und seine Verfolger gesehen, und alles das, was nun gefolgt war, hatte ihnen klar gemacht, was sich dort im Mittelschiff abspielte. Wohl waren sie an Zahl viel zu gering, um die Meuterer anzugreifen, denn von den zweihundert Mann Besatzung, die der Barbarossa jetzt zählte, war die Hälfte von Bord und gut fünfundsiebzig der zurückgebliebenen hundert lagen gefesselt im Maschinenraum. Wohl aber konnten die Leute aus dem Innern der Back, die mit ihren eisernen Wänden ihre Insassen gut schützte, ein wohlgezieltes Feuer auf die Kletterer unterhalten. Wie reife Pflaumen fielen sie zu beiden Seiten des Schiffes ins Wasser. So groß war der Schrecken, daß der Rest schleunigst das Klettermanöver aufgab und

sich unter das Bootsdeck flüchtete, wo die Aufbauten des Salons hinreichenden Schutz gegen das Feuer von der Back boten.

Immerhin blieb die Lage der Besatzung, solange die Meuterer Herren der Maschine waren, verzweifelt. Jeden Augenblick konnten sie die von den Ingenieuren auseinander genommenen Teile wieder zusammengesetzt haben und das Schiff mit voller Fahrt aus der Nähe des Geschwaders bringen. Sorgenvoll schaute Hillgendorf nach den Booten des Barbarossa aus, aber deren Bemannung hatte scheinbar alle Hände voll mit dem Dampfer zu tun. Der leichte Wind, der jetzt aufgesprungen war, trieb auch den Schall der Schüsse nach der andern Seite ab. Außerdem sagte sich der Offizier seufzend, daß die Engländer nicht nur die Maschine, sondern auch die auf dem Achterdeck stehenden Geschütze beherrschten, mithin jedes von drüben kommende Boot in den Grund schießen konnten.

„Rufen Sie das nächste Schiff der Flotte so schnell wie möglich an," rief Hillgendorf Erich zu.

Aber noch ehe der die Tür zum Telefunkenapparat erreicht hatte, bemerkte der Brückenposten, daß der Schatten des Großtops, der gerade auf die Bootsdeckdielen vor ihm fiel, sich seltsam belebte. Er sah hinauf: dort oben hing, ganz in der Nähe des Masttops, eine kleine Gestalt, die eben den Arm nach der Drahtantenne des Telefunkenapparates ausstreckte. Der Mann sah es kaum, da wußte er auch, daß der kleine Kerl da oben den Draht durchschneiden wollte, der das Schiff mit der übrigen Flotte verband. Er dachte es und hatte den Kolben seines Gewehrs auch schon an der Wange. Eben hatte der dort oben die Drahtschere angesetzt, da krachte auf dem Bootsdeck der Schuß. Erst das dumpfe Geräusch des aufs Achterdeck aufschlagenden Körpers machte die übrigen drei auf die Gefahr aufmerksam, der sie eben durch die wohlgezielte Kugel entgangen waren.

Inzwischen hatte Erich schon den Taster des Telefunkenapparates in der Hand, und nach allen Richtungen hinaus flatterten seine



verzweifelten Notsignale: „Barbarossa . . . Meuterei an Bord . . . Kommt schnell . . . Gefahr.“ Immer wieder knatterten seine Funkensprüche hinaus über die See. Wie, wenn er nicht gehört wurde? Wohl zum zehnten Male rief er jetzt vergeblich.

Da endlich, als er die Hoffnung fast aufgegeben hatte, kam es — wie Engelmusik klangen ihm die Töne ins Ohr — als Antwort: „Aushalten, wir kommen.“ Und dann folgte die Nummer des Torpedobootes, auf dem Erich damals auf Brinkens Einladung den letzten Teil der Fahrt nach Tsingtau zurückgelegt hatte. Auf seine Frage rief Hillgendorf ihm den Ort zu, auf dem sich der Barbarossa eben befand, und Erich übermittelte ihn dem suchenden Boot. Und wieder und immer wieder kam von drüben das tröstende: „Aushalten, wir kommen.“ Bevor er zu den übrigen trat, schaute Erich aus: keine Rauchwolke noch am Horizont. Vielleicht war der Retter noch weit!

Unten hörten die vier deutlich die Engländer beraten. „Bohren wir die Tür an und sägen wir ein Loch hinein,“ verstanden sie.

Das war mißlich! Wurde die Tür gesprengt, so war alles verloren, wenn die Hilfe nicht bald kam.

Jetzt hörten sie, wie unten die aus der Werkstatt des Zimmermanns geholten Bohrer angesetzt wurden, und bald sahen sie die Spitze zum ersten Mal aus dem Holz des Gitters hervorkommen. Die Pistolenkugeln durchschlugen nicht das dicke Holz der Tür, und der mit dem Militärgewehr bewaffnete Mann von der Brücke hatte sich verschossen. Die Lage war verzweifelt. Ein zweites Mal, dicht bei der ersten Stelle, war der Bohrer durch das Holz gedrungen. Das Loch war erweitert, und beim dritten Male mußten die Leute unten die Säge ansetzen können. Wieder kreischte der Bohrer. Jetzt mußte die letzte Entscheidung fallen. Eine bange Viertelstunde verging.

Da hörte plötzlich die Arbeit unten auf. Sie vernahmen eifrige, erregte Stimmen. Etwas Besonderes mußte vorgefallen sein. Erich schaute wieder auf die See hinaus, und — er schrie vor Freude

laut auf: am südlichen Horizont erhob sich eine gewaltige Rauch=wolke, so schwarz und dick, daß sie nur von einem Schiff in schnellster Fahrt herkommen konnte.

Wohl begannen jetzt nach kurzer Beratung die Feinde mit verdoppelter Eile ihre Arbeit fortzusetzen. Auch geschah jetzt etwas Seltsames: der Barbarossa begann, wie von Geisterhänden getrieben, plötzlich langsame Fahrt zu machen. Sofort war es ihnen klar: die Maschine war in Stand gesetzt, und der Feind wollte mit dem Kreuzer flüchten.

„Nützt ihnen alles nichts," frohlockte Hillgendorf. Aus der Rauchwolke wurde jetzt, während in der Tür die Säge kreischte, ein kleines, schwarzes Schiff, das wie ein Donnerwetter heranbrauste. In verzweifelter Hast tanzte das Ende der Säge kreischend auf und ab. Offenbar wollten die Kerle unten sich wenigstens noch rächen.

Hillgendorf stand in eiserner Ruhe, die Uhr in der Hand, vor der Falltür und beobachtete die Zerstörungsarbeit an dem Gatter. Dann blickte er nach dem Torpedoboot.

„Fünf Meilen noch entfernt," rechnete er; „dreißig läuft das Boot in der Stunde, folglich ist es in zehn Minuten hier," wollte er eben vollenden, da vernahmen die vier ein Krachen. Die Säge hatte den Kreis vollendet. Das ausgeschnittene Stück war herab=gefallen.

„Ergebt euch," schrie unten eine rohe Stimme.

„Ergebt euch selbst," gab Hillgendorf zurück.

Jetzt tauchte zuerst ein langer, gelber Arm durch die Öffnung und ein geschorener Kopf mit geschlitzten Augen folgte.

„Da soll doch gleich . . ." fluchte der alte Klaus, und im Blitz und Knall seiner Pistole verschwand der Schädel. Jetzt versuchte man unten mit einem eisernen Haken den Riegel aufzustoßen. Aber die vier stießen ihn mit einem herbeigeholten Bootsriemen zurück.

Das Torpedoboot war jetzt auf eine Seemeile an den Barbarossa herangekommen, so daß man die deutsche Flagge am Heckstock er=

kennen konnte. Wohl machte auch der Kreuzer, weil die Meuterer seiner Maschine volle Kraft geben ließen, schon schnelle Fahrt, aber im alleräußersten Falle konnten sie ihn ja nur zwanzig Meilen laufen lassen, mußten mithin von dem viel rascheren Torpedoboot bald eingeholt sein.

Schwächer wurde jetzt der Lärm an der Falltür. Die Nähe des heranbrausenden Kriegsschiffes, das jetzt mit dem Barbarossa lief, schien auf die Farbigen unter den Meuterern tiefen Eindruck gemacht zu haben. Erregt schrieen die Engländer auf sie ein. Aber immer mehr von den Farbigen liefen auf das Achterdeck, wo sie zum Zeichen der Ergebung die Gewehre fortwarfen und weiße Lappen schwenkten.

Jetzt trat unten eine Ruhe ein, die Hillgendorf verdächtig wurde. Zugleich merkte er, daß die Maschine des Barbarossa still stand. Was war geschehen? Der Offizier spähte vorsichtig durch die Öffnung in der Tür. Kein Mensch war jetzt unten zu sehen. Wollten die Engländer etwa den Kampf mit den Geschützen des Achterdecks aufnehmen? Aber der Brückenposten, den er auf Kundschaft ausschickte, meldete, daß die Kanonen unbesetzt seien.

Hillgendorf überlegte. Plötzlich fuhr er zusammen. „Hören Sie nichts?“ fragte er Erich.

Der lauschte angespannt. „Ich glaube, unten etwas rauschen zu hören.“

„Dann haben sie den Lenzschieber*) geöffnet,“ schrie Hillgendorf. „Ihr bleibt hier oben,“ rief er den beiden noch zu, dann schlüpfte er, so rasch er konnte, nach unten. Bald darauf sah man ihn blitzschnell nach vorn zur Back laufen. Ohne daß ihn jemand bemerkte, erreichte er das Mannschaftlogis, wo die übrige Besatzung des Barbarossa war. Hier galt es schnell zu handeln,

*) Lenzschieber sind große Klappen im Schiffsboden, durch deren Öffnen man große Mengen Wasser einströmen lassen kann, wenn man das Schiff versenken will.

sollte das Schiff vor der Vernichtung durch die Engländer bewahrt bleiben.

Der Barbarossa lief schon langsamer. Auch das Torpedoboot hatte seine Maschine gestoppt und schickte sich an, seine Boote zu Wasser zu bringen. Aber fast schien es dem Offizier, als hätte sich das Vorschiff des Barbarossa schon ein wenig gesenkt unter dem Wasserdruck der mächtigen Ströme, die offenbar im Vorraum eindrangen. Er verlor den Kopf nicht. Zehn Mann schickte er nach dem Achterdeck, die Leute dort zu fesseln. Zehn schickte er in die Maschine mit dem Auftrag, das dort gefesselte Personal zu befreien. Mit den übrigen stieg er in die Vorluke.

Kaum hatte er den Raum betreten, als er seinen Verdacht bestätigt fand. Dort unten in der Tiefe klatschte bereits das im Seegang hin und her geworfene Wasser an die Schiffswände. Die Schieber selbst waren nur vom Maschinenraum aus erreichbar. So lief er mit seinen Leuten zum Maschinenschacht. Unterwegs sah er, daß die Farbigen hinten seinen Leuten keinen Widerstand entgegensetzten. Wohl aber fand er auf der zum Maschinenraum führenden Treppe die übrigen Leute in rasendem Feuergefecht. Dort also waren die Engländer!

Als er in den Schacht einstieg, fiel einer seiner Leute, durch den Kopf geschossen, an seiner Seite zusammen. Die Engländer hatten sich hinter den Maschinenteilen verborgen und zielten in ihrer verbissenen Verzweiflung mit tödlicher Genauigkeit. Auch hier hinten hörte er jetzt das Rauschen und Plätschern des eindringenden Wassers. Er wußte wohl, was es zu bedeuten hatte. Eine Schotttüre verband den Heizraum mit dem Vorderraum. Dieses Schott hatten die Engländer geöffnet. Strömte das Wasser jetzt in den Maschinenraum, so waren nicht nur die hilflos am Boden liegenden Heizer und Ingenieure verloren, es mußte auch das Feuer unter den Kesseln ausgehen und die Dampfpumpen außer Betrieb gesetzt werden. Dann aber war die letzte Hoffnung verschwunden,

das Schiff schwimmend zu erhalten. Kein Zweifel, die Engländer wollten, nun sie ihr eigenes Leben so wie so verloren wußten, den Barbarossa wenigstens um jeden Preis versenken.

Schon leckte unten eine dünne Welle über den Eisenboden, auf dem sich die Gefesselten und Geknebelten verzweifelt umherwarfen. Da sprang plötzlich der baumlange Engländer, der seine blutende Hand mit einem schmutzigen Fetzen verbunden hatte, die ersten Stufen der untersten Treppe empor. Offenbar wollte er selbst vor der eindringenden Flut den Ausgang gewinnen, um wenigstens über Bord springen zu können. Aber er war nicht drei Stufen hoch, da hatte er Hillgendorfs Kugel im Kopf. Ohne sich lange zu besinnen, sprang jetzt, den Augenblick benützend, der tapfere Offizier den ganzen Treppenabsatz hinab, gerade auf einen zweiten der Engländer, der eben dem Rothaarigen hatte folgen wollen und nun unter der Wucht des von oben herabspringenden Deutschen zu Boden stürzte. Die Leute von oben folgten Hillgendorf, und ehe noch die übrigen mit ihren Gewehren viel Schaden anrichten konnten, entspann sich unten ein fürchterlicher Kampf, Mann gegen Mann. Noch war der Ausgang ungewiß, da kam die Rettung: von oben stürmte jetzt mit erhobenen Entermessern und schußbereiten Gewehren die inzwischen an Bord gekommene Mannschaft des Torpedobootes die Treppen hinab.

Jetzt waren die Meuterer verloren. Von den wütenden Matrosen festgehalten, mußten sie sich fesseln lassen. Sie hatten verzweifelt gefochten: fast keiner von ihnen war unverwundet geblieben. Die Ingenieure und Heizer wurden befreit. Unmerklich aber hatte sich inzwischen das Vorschiff nach vorn geneigt, und höher und höher war auch im Maschinenraum die Flut gestiegen.

Wuchtige Meißelhiebe fielen jetzt auf die Schraubengewinde, mit denen das Schott emporgewunden war. Dann sauste es herab und versperrte einstweilen dem eindringenden Wasser den weiteren Eintritt in den Heizraum und zu den Kesselfeuern.

„Lenzpumpen anstellen!“ schrie Hillgendorf.

Bald summten deren Räder. Aber die Schließvorrichtungen der Lenzschieber waren von den Engländern so nachhaltig zerstört worden, daß das Leck von hier nicht geschlossen werden konnte. Als sie nach oben eilten, fanden sie das Vorschiff bereits tief überliegend.

„Zwei Meter Wasser im Vorschiff!“ meldete der peilende Matrose.

„Notflagge hissen!“ befahl Hillgendorf.

Von dem englischen Dampfer war der Kreuzer durch die Fahrt der Rebellen weit abgekommen, und offenbar war man drüben mit dem Durchsuchen des Schiffes noch so beschäftigt, daß man der vermehrten Entfernung keine Bedeutung beimaß. Auch die Flaggen wurden zuerst nicht beachtet.

Inzwischen war das Wasser wieder gestiegen. Die Pumpen des Kreuzers bewältigten das Leck nicht. Hillgendorf bat durch Flaggensignale das Torpedoboot längseits zu kommen. Bald legte sich das kleine Schiff, von der glatten See begünstigt, neben den tiefer und tiefer sinkenden Kreuzer. Schläuche wurden von den Pumpen drüben nach der Vorluke des Barbarossa geleitet. Wohl gingen auch drüben jetzt die Pumpen mit voller Kraft, aber die neue Peilung ergab nur, daß das Wasser zwar nicht weiter stieg, dagegen auch nicht um einen Zentimeter fiel.

Alles schien sich gegen das Schiff verschworen zu haben. Denn auch der Barometer begann rasch zu fallen. Kam jetzt Wind auf, und wurde dem Torpedoboot das Längseitsliegen unmöglich, so war das Schicksal des Barbarossa besiegelt.

Sorgenvoll sah Hillgendorf nach dem Engländer hinüber. Ein Boot hätte die Kunde von der Seenot des deutschen Schiffes nicht mehr zeitig genug vor dem Einsetzen des Seeganges gebracht, und die drahtlosen Telegramme, die der Kreuzer aussandte, verhallten jetzt scheinbar ungehört. Der Himmel hatte sich überzogen.

„In zwei Stunden haben wir schlecht Wetter und dann ade, alter guter Barbarossa!“ brummte Hillgendorf.

Schon dachte er daran, wenigstens die wertvollen und unersetzlichen Munitionsvorräte nach dem Torpedoboot hinüberschaffen zu lassen, da fiel ihm auf, daß drüben bei dem gekaperten Schiff die Boote des Barbarossa an Deck genommen wurden. Er spähte durch das Glas, setzte es ab und sagte ruhig, ohne daß eine Miene seine Erregung verriet: „Pumpenschläuche klar!“

Weitere mächtige Schläuche wurden auf Deck geschafft und bereit gelegt. In der Tat hatte sich drüben jetzt der Engländer in Bewegung gesetzt und hielt auf den Barbarossa zu. Bald konnte Hillgendorf durch Signale die Seenot des Kreuzers melden.

Van Appens Vorsicht, nur mit zahlreicher Mannschaft an Bord des Prisenschiffes zu gehen, war, so verhängnisvoll sie beinahe für den Barbarossa selbst geworden wäre, durchaus berechtigt gewesen. Die Deutschen hatten das Deck des englischen Schiffes menschenleer gefunden. Sowie sie sich aber dem Mannschaftlogis und dem Eingang zum Maschinenraum genähert hatten, empfing sie plötzlich ein rasendes Feuer. Die Mannschaft des großen Dampfers war fast fünfzig Köpfe stark, und alles hatte sich gut verschanzt. Ein Zurückgehen in die Boote und Zusammenschießen des Schiffes vom Barbarossa aus hatte van Appen vermeiden wollen, weil es ihm vielleicht viel Leute, sicher aber die wertvolle und für das Schiff unentbehrliche Ladung des Engländers gekostet hätte. Der Kampflärm, der nun auch hier anhub, war auf dem Kreuzer, der zur selben Stunde den Kampf mit seinen Meuterern zu bestehen hatte, nicht gehört worden, zumal sich alles unter Deck abspielte. Auch hier hatte die Besatzung des Schiffes wohl versucht, durch Öffnen der Lenzschieber dem Feinde die Beute zu entziehen. Aber der Kapitän hatte diese Maßnahme vorausgesehen, und wohlgezielte, in den Maschinenschacht gefeuerte Schüsse streckten die Leute nieder, bevor sie sich den Ventilen nähern konnten. Dann hatte der Kapitän durch eine List den Widerstand eines Teiles der Besatzung gebrochen, ohne selbst einen Mann zu verlieren. In alle Räume eines modernen

Dampfers gehen von der Maschine aus Dampfleitungen, mit denen man bei einem Feuerausbruch den Flammenherd durch das Ausströmenlassen des Dampfes erstickt. Die Hähne zu dieser Leitung hatten die Deutschen aufgefunden und auf diese Weise die im Mannschaftlogis verbarrikadierten Leute zur schleunigen Übergabe der Waffen veranlaßt. Der Kampf mit denen im Maschinenraum zog sich auch hier lange hin und kostete auch den Barbarossaleuten mehrere Verwundete.

Van Appen wunderte sich, als der stundenlange Kampf beendet und die Mannschaft gefesselt war, nicht über deren Widerstand. Das Schiff barg große Munitionsvorräte, die von Amerika nach Wladiwostok für das russische Heer bestimmt waren. Außerdem fanden sich in den Bunkern bedeutende Kohlenvorräte, lauter Dinge, die den heimatlosen deutschen Schiffen die besten Dienste leisten konnten. Offenbar hatte der englische Kapitän, der sich wie ein Rasender gewehrt hatte, in dem Hilfskreuzer ein ehemaliges Handelsschiff erkannt, seiner Besatzung nur geringen Kampfwert zugetraut und sich so zum Widerstand entschlossen.

Volle vier Stunden waren vergangen seit dem Aussetzen der Boote, als sich das überwundene Schiff neben den Barbarossa legte. Erst in der Nähe hatte van Appen zu seinem grenzenlosen Erstaunen aus den Flaggensignalen die Vorgänge an Bord seines eigenen Schiffes erfahren. Vorsichtig legte sich jetzt der Engländer neben den deutschen Kreuzer, dessen Bug tief ins Wasser tauchte. Bald war die Schlauchverbindung hergestellt.

Es war wirklich die höchste Zeit gewesen, denn schon begann die See stärker zu laufen, und nur unter größter Gefahr konnten die Schiffe während der nächsten Stunden nebeneinander liegen bleiben. Aber die mächtigen Lenzpumpen des großen Frachtschiffes bewirkten in kurzer Zeit, was die des Torpedobootes nicht vermocht hatten. Zusehends hob sich das Vorschiff, und bald konnte auch die Leckstelle notdürftig abgedichtet werden.

Das Löschen der englischen Ladung war durch den bald einsetzenden schweren Seegang unmöglich geworden. Ein Teil der Barbarossabemannung mußte daher auf dem Frachtschiff bleiben, bis die See nach einigen Tagen die Übernahme der Ladung erlaubte.

Ärgerlich musterte der Kapitän des Barbarossa, als er sein Schiff wieder betrat, die Menge seiner Gefangenen, die finster vor sich hinstarrten und nur mürrische Antworten gaben. Am nächsten Tage wurde das Protokoll über die Vorgänge aufgenommen, denn die Leute hatten sich als Nichtsoldaten schwerer Vergehen schuldig gemacht. Es ergab sich aus den Aussagen der Farbigen, daß die Meuterei auf dem Barbarossa schon lange vorher geplant worden war. Im übrigen beschuldigten alle den gefallenen rothaarigen Engländer der Rädelsführerschaft.

Der alte Klaus knurrte zufrieden. Nur der Kapitän ärgerte sich. Denn einmal hatte er vielleicht durch seine Gutmütigkeit den Leuten zu viel freie Bewegung gewährt, dann aber war dem im Grunde weichherzigen Manne die Vollstreckung der Strafe an Bord seines Schiffes gründlich zuwider. So war er froh, als er auf seinen Bericht an den Admiral hin die Gefangenen an einen der großen Kreuzer abgeben mußte, wo das Kriegsgericht sein Urteil über sie fällte.

▽

Sechstes Kapitel.

Auf der Suche nach dem Feind.

An der chilenischen Küste. — Zur Aufklärung an Land. — Die Entdeckung des Feindes. — Die Überrumpelung einer englischen Telefunkenstation. — Die Verfolgung. — In den Lotawerken. — Eine gefährliche Bootsfahrt. — Wieder beim Geschwader.

Das Geschwader hatte jetzt, immer Ostsüdostkurs haltend, die Tropen passiert. Nur einmal hatte es auf der gewaltigen Wegstrecke Land in Sicht bekommen, als einer der Kreuzer auf den Osterinseln eine britische Telefunkenstation zerstörte. Vom Barbarossa freilich hatte niemand den Fuß auf Land gesetzt, denn schon nach ganz kurzem Aufenthalt war es weiter gegangen.

Kälter und kälter wurde indessen die Luft, als die Flotte sich dem südamerikanischen Kontinent näherte, an dessen Westküste, vom Südpol kommend, eine gewaltige eiskalte Strömung nach Norden fließt. Erich tat nach dem erschlaffenden Tropenklima das herbe, frische Wetter gut. Seine Wangen, die der Blutverlust und das Fieber gebleicht hatten, röteten sich wieder, und bald konnte er auch das verletzte Bein gebrauchen, als sei ihm nichts geschehen.

Es war Ende Oktober geworden, als sich das Geschwader auf die Entfernung einer Tagereise der Küste Südchiles genähert hatte. Niemand an Bord, niemand vielleicht auf der ganzen Flotte kannte die Absichten des Admirals, der, sein Flaggschiff nie verlassend, seine Kreuzer in meisterlicher Fahrt über die gewaltige Fläche des Pazific gelenkt hatte. Von den Telegraphenstationen des Kontinents erhielt man jetzt die erste frohe Kunde von den Ereignissen im alten Europa, das jedem auf der kleinen Flotte wie eine versunkene, unerreichbare Welt vorkam.



Aber noch andere Telegramme fing das Geschwader auf, sicher sehr gegen den Willen ihrer Absender. Die Wellen der drahtlosen Telegraphie gehen bekanntlich nach allen Richtungen auseinander, und kein Kriegsschiff kann hindern, daß seine Depeschen von einem feindlichen gelesen werden, das sich in der Nähe befindet. So hatte denn auch die deutsche Flotte erfahren, daß der Feind offenbar an der südamerikanischen Westküste lag und dort Verstärkungen erwartete. Immer wieder ergaben die aufgefangenen Telegramme, daß er mit britischen Kriegsschiffen in Verbindung zu treten suchte, die noch vor der Ausreise des deutschen Geschwaders aus Tsingtau nachweislich in Ostasien gelegen hatten. Es galt also rasch zu handeln, bevor diese von Westen kommenden Verstärkungen eingetroffen waren.

Ein Oktoberabend war es, und der Nebel des Südfrühlings lag über den ruhigen Wassern des Großen Ozeans, als der Admiral sein Geschwader, zum ersten Male im Verlauf der langen Reise, sammelte. Am nächsten Tage, das wußte jeder an Bord, mußte die Chileküste in Sicht kommen. Kein drahtloses Telegramm durfte jetzt abgegeben werden, um dem Feind, der von der Nähe der deutschen Schiffe sicher schon wußte, ihre Bewegungen nicht zu verraten. Signale riefen die Kommandanten zum Befehlsempfang aufs Flaggschiff, auf dem sie stundenlang verweilten.

Als der Kapitän des Barbarossa an Bord zurückkehrte, war es tiefe Nacht geworden. Der Chef des Geschwaders wollte sich Gewißheit über den Standort des Feindes verschaffen, und so wurden die leichteren Schiffe zur Aufklärung vorgeschoben. Auch der Barbarossa glitt gleich nach der Rückkehr seines Kapitäns lautlos und ohne Lichter ins Dunkle hinein.

Das Schiff hatte klar zum Gefecht gemacht, denn jeden Augenblick konnte es auf den Feind stoßen. Aber vergebens harrte Erich diesmal auf die Gelegenheit zum Schuß. Nur ein mächtiger Segler war in der Hundswache vorbeigezogen, ohne Laternen wie ein

Geisterschiff durch das Dunkel gleitend. Sonst aber verlief die unheimliche Nacht ruhig.

Als das erste Morgenlicht graute, lag die hohe chilenische Küste wie ein mächtiger Wall vor dem Kreuzer. Van Appen, der früher zwischen Hamburg und der südamerikanischen Westküste gefahren war, kannte das Fahrwasser genau. So lief der Barbarossa mit Volldampf auf die vom Nebel halb verhüllte, tief eingeschnittene Bucht zu, wand sich durch ihre zahlreichen Biegungen und ließ, noch ehe es ganz hell geworden war, zum ersten Male seit Tsingtau seinen Anker zur Tiefe rasseln.

Weit und breit war keine menschliche Siedelung zu sehen. Unabsehbare düstere Wälder bedeckten die Hänge um das Schiff, und ungeheure Scharen lustiger Seemöwen spielten in dem ruhigen Wasser der Bucht, in deren Ende kein spähender feindlicher Kreuzer von der See her das deutsche Schiff hätte entdecken können.

Der Mannschaft blieb keine Zeit nachzudenken, weswegen ihr Kapitän diesen tiefen Frieden aufgesucht hatte. Sofort nach dem Ankermanöver wurde die Schaluppe mit einer starken Bemannung ausgeschickt, die von dem höchsten der die Bucht umgebenden Berge die See beobachten und durch Signale in Verbindung mit dem Barbarossa bleiben sollte.

Aus dem kurzen Schlaf, zu dem er sich gleich nach dem Ende seiner Wache niedergelegt hatte, wurde Erich durch eine Ordonnanz geweckt, die ihn zum Kapitän rief. Der war die ganze Nacht hindurch ununterbrochen auf der Brücke geblieben, hatte die schwierige Navigation des Schiffes und zudem noch seine Gefechtsbereitschaft überwacht. Trotzdem war seine Stimme hell, und fröhlich glänzten seine Augen, als er seinen Artillerieunteroffizier empfing.

„Es geht wieder los, mein Junge, es gibt wieder zu tun! Willst du mit?“

„Gewiß,“ erwiderte Erich, den die Neugier erfaßte, was der Kapitän wohl von dieser einsamen Bucht aus unternehmen wollte.

„Überleg' dir's aber," sagte van Appen, „es ist kein ganz leichtes und ungefährliches Ding, das wir vorhaben!" Dann, nachdem er sorgfältig die Türe verschlossen hatte, setzte er Erich seine Absichten auseinander. Der Barbarossa lag, wie er jetzt erfuhr, nur zehn Meilen südlich von dem kleinen chilenischen Hafen Coronel. In diesem Hafen sollten die leichten Kreuzer möglichst bald Kohlen nehmen. Auf hoher See liegend, warteten sie zu diesem Zweck die Aufklärung der Gewässer ab. Allerlei aufgefangene Nachrichten nämlich ließen an die Möglichkeit glauben, daß der Feind in der engen Einfahrt der Coronelbucht zu einem Überfall auf die Deutschen lauerte. „Wir sind beauftragt," erzählte der Kapitän, „die Bucht auszuspähen, und wir tun das natürlich am besten von Land aus. Nur fürchte ich, daß die Engländer ebenso schlau sind und alle Punkte der Steilküste, von denen man die Bucht gut übersehen kann, bereits besetzt haben. Nimm also die Pistole mit; denn wir beide gehen allein an Land."

Eine halbe Stunde später brachte das Gig die beiden ans Ufer. Zum erstenmal betrat Erich amerikanischen Boden. Während sie die steilen Hänge hinanstiegen, überkam ihn ein seltsames Gefühl: wohl fehlten der deutschen Heimat diese Eukalyptusbäume; und die Dornbüsche mit den großen gelben Blüten waren für ihn ebenso seltsam und neu wie die violetten Orchideen auf den spärlichen Lichtungen des feuchten, dunklen Waldes, durch den sie sich mit einiger Mühe ihren Weg bahnten. Aber die Luft war so herb, so frisch, wie sie eigentlich nur daheim sein konnte. Und der Frühling, der über diesen weiten grünen Tälern lag, war so freundlich, so wenig voll der erbarmungslosen Schwüle der Tropen, daß ihn dieses Bild immer wieder an Deutschland erinnerte, an Deutschland, über dem zur Stunde freilich schwere Herbstnebel lagen. Auch der Kapitän mochte so fühlen wie er. „Ja, das ist Chile," sagte er, „und wenn es hier mehr Deutsche gibt als in allen andern südamerikanischen Republiken zusammen, so hat das seinen guten

Grund. In jedem kleinen Nest hier im Süden findest du deutsche Kaufleute in Hülle und Fülle; in den Eisenhütten von Lota hier dicht bei Coronel, oben in den Salpeterminen, überall sind deutsche Ingenieure und Beamte. Und wenn wir nach Valparaiso kommen sollten, wirst du sehen, wie gut du dort mit der deutschen Sprache auskommst. Hör' nur, auch das da klingt ganz deutsch!" Er lauschte auf eine Lerche, die zum Himmel hinaufjauchzte, als könne sie sich nicht genug freuen des tiefen Friedens, der über diesen unermeßlichen Wäldern lag. Seltsam mutete die beiden nach der rauhen Kriegsfahrt der letzten Wochen das alles an.

Ab und zu lenkte der Kapitän den Blick auf die Küste, jede kleine Bucht durchspähte er sorgfältig. Aber nirgends war auch nur die Rauchwolke eines Schiffes zu sehen. Die Sonne stand hoch am Himmel, und beide Wanderer waren von dem mühsam gebahnten Weg reichlich ermüdet. Eben betraten sie eine kleine Lichtung, als unter Erichs Fuß krachend etwas zusammenbrach. Er schaute hin und fand, daß er auf ein morsches, altes Brett getreten war, und daß dieses Brett an seinem Ende wunderlich verschnörkelte Schnitzarbeiten zeigte. Er dachte noch über die Bedeutung dieser Schnitzereien nach, da bemerkte er, daß die ganze Lichtung mit den gleichen Brettern besteckt war wie ein Nadelkissen. „Das ist nichts anderes," erklärte der Kapitän, „als ein alter indianischer Friedhof, natürlich schon aus der Christenzeit stammend. Die Araucarier, die hier wohnen, legen noch heute ihre Friedhöfe an uralte Begräbnisstätten, in denen schon ihre Vorfahren lange vor der Entdeckung Amerikas ihre Toten bestatteten. Und wenn du hier graben wolltest, würdest du manche Mumie in hockender Stellung finden, die schon ein halbes Jahrtausend in der Erde ruht. Aber weißt du," fuhr er, sich auf den Boden niederlassend, fort, „mir kommt diese Stelle hier seltsam bekannt vor. Ich muß wohl einmal, als ich noch vor Jahren einen Kosmosdampfer von Hamburg nach Südamerika fuhr, hier an Land gewesen sein. Gewiß, an dem

Sumpf unten, in dem jetzt die Ochsenfrösche so laut schreien, habe ich damals Schmetterlinge gefangen. Und wenn mich mein Gedächtnis nicht ganz im Stich läßt, so liegt dort drüben auf der Höhe links eines der alten, verfallenen Forts, welche die Spanier gleich nach der Eroberung dieser Striche hier anlegten. Gewiß, jetzt erinnere ich mich, daß das alte Gemäuer gerade über dem Lotawerk bei Coronel liegt, und daß man von dort eine ausgezeichnete Aussicht über die Bucht vor dem Hafen hat."

Auf seine Frage erfuhr Erich, daß Lota ein Flecken mit großen Eisenhütten sei, der sich am Fuße der Steilküste auf dem schmalen Vorstrand längs des Meeres ausdehne, und den seine Besitzerin mit mächtigen Parkanlagen geschmückt habe.

„Jetzt müssen wir aber vorsichtiger sein," sagte der Kapitän, als sie die Lichtung hinab auf die Sumpfniederung zuschritten, auf deren jenseitigem Hange van Appen das spanische Fort vermutete. „Ich müßte mich sehr täuschen, wenn die Engländer sich nicht hier irgendwo in aller Stille eingenistet haben sollten, vorausgesetzt, daß sie überhaupt im Hafen liegen."

„Dürfen sie denn chilenischen Boden betreten?" fragte Erich.

„Danach werden sie vermutlich die chilenische Regierung nicht erst gefragt haben; und du kannst ganz sicher sein, daß sie, wenn sie uns hier erwischen, sich den Teufel um die chilenische Neutralität scheren und uns festnehmen werden. Also Vorsicht, mein Jung! Kein lautes Wort mehr und die Pistole in die Hand!"

Leise schritten sie, immer auf Deckung bedacht, den Hang jenseits des Sumpfes in die Höhe. Zwischen den Bäumen leuchtete ihnen jetzt, als sie auf dem Rücken des Hügels angelangt waren, ein Streifen des tiefblauen Meeres entgegen. Aber zu ihrer Rechten, in der Richtung auf Coronel zu, versperrte ein Vorsprung des Steilufers ihnen die Aussicht auf Bucht und Hafen, der nach des Kapitäns Erinnerung unmöglich mehr weit entfernt sein konnte.

Dagegen sahen sie unten auf dem Vorufer die rauchenden Essen des Lotawerkes.

„Nun also nach rechts,“ sagte der Kapitän leise und bog vorsichtig die Zweige auseinander, damit ja kein Geräusch sie verriete. Erich folgte langsam auf sein Geheiß in etwa hundert Meter Abstand nach, ohne ihn aus dem Auge zu verlieren. So schlüpften und krochen sie wohl eine Viertelstunde vorwärts. Der Kapitän hatte eben die erwähnte, die Aussicht auf Coronel und die Bucht versperrende Ufernase erreicht, als Erich ihn heftig ein „Halt!“ winken und dann mit dem Glase nach etwas ausspähen sah, das er selbst nicht entdecken konnte. Dann winkte van Appen ihn zu sich heran. Als er den Kapitän erreicht hatte, wies der stumm nach Norden, wo hinter den Steilhängen des Ufers die ganze Bucht von Coronel bis zu der an ihrer Einfahrt gelegenen Insel Santa Maria zu übersehen war. „Sieh dir mal genau die Außenreede vor dem Hafen an,“ sagte van Appen und reichte ihm sein Glas. Deutlich erkannte Erich dort, wo die Bucht nach der See zu sich erweiterte, ein großes, grau gestrichenes Schiff, und dann, dicht an das Ufer geschmiegt und wenig nur sich von den Felsen abhebend, ein zweites und ein drittes. An den niederen Aufbauten, den zahlreichen Schornsteinen, den breiten Gefechtsmarsen der Masten erkannte er sofort, daß es Kriegsschiffe waren. „Engländer?“ fragte er den Kapitän. „Weiß ich nicht!“ antwortete der. „Müssen wir aber wohl herausbekommen.“

Als Erich das Glas absetzen wollte, traf sein Blick zufällig die Waldwand am Rande des Steilufers vor ihnen. Und plötzlich fühlte er, wie irgend etwas Glitzerndes, Flimmerndes für den Bruchteil einer Sekunde die Netzhaut seiner Augen traf. Er suchte mit dem Glas. Da, jetzt hatte er es wieder. Es war ein ganz feiner, rot glänzender Strich, der sich scharf von dem Dunkelgrün des Waldes abhob. Offenbar war es ein Draht, und zwar ein ganz neuer, noch glänzender, kupferner, der dort in der

Sonne blitzte. Er wollte eben den Kapitän auf seine seltsame Entdeckung aufmerksam machen, als ein aus der nämlichen Richtung kommendes, taktmäßig knatterndes Geräusch die beiden Späher aufschreckte. Es war zu charakteristisch, als daß sie sich einen Augenblick über seine Natur hätten im Unklaren sein können. Das konnte nur von einem arbeitenden Motor herkommen. Aber, was zum Teufel sollte der auf dem steilen Ufer und in dieser Wildnis? Sie überlegten und berieten leise: Menschen waren auf alle Fälle in der Nähe. Möglich, daß es friedliche Arbeiter aus Lota waren, die dort mit Maschinenhilfe irgend etwas für das Eisenwerk ausführten. Aber die Nähe der Kriegsschiffe unten im Hafen gab van Appen zu denken.

„Dort, wo es blinkt, muß meiner Berechnung nach das spanische Fort liegen. Bleib hier, ich will zuerst selbst sehen, was es gibt."

Langsam und mit der größten Behutsamkeit kroch der Kapitän vor und entschwand bald den Blicken des Zurückgelassenen im tiefen Dickicht. Erich spähte mit dem Glase nach dem glänzenden Punkt. Aber Genaueres konnte er nicht erkennen; nur einmal, als die vom Ozean kommende Brise die Büsche auseinander bog, sah er für Sekunden zwischen den grünen Wänden etwas wie ein düsteres Gemäuer auftauchen. Offenbar also lag dort wirklich das alte Fort. Indessen dauerte das knatternde Geräusch an, und einmal trug auch der Wind den unverkennbaren Geruch verbrannten Benzins herüber. Es war also tatsächlich ein Motor, der dort arbeitete. Sicher fällten dort Waldarbeiter einen der mächtigen Baumriesen, baggerten einen Schacht oder dergleichen aus. Er begann die Vorsicht van Appens, der nun schon eine volle Viertelstunde fort sein mochte, zu belächeln. Da hörte er vor sich rascheln und sah den Kapitän wieder aus dem Grün auftauchen.

Van Appen war ruhig wie immer. Aber doch wußte Erich sofort, daß er dort vorn noch etwas anderes beobachtet hatte als friedliche Arbeiter.

„Was gibt es?“ fragte er.

„Engländer!“ sagte der kurz. „Hör' zu: Dort drüben also liegt wirklich das Fort. Und was dort glänzt, ist der kupferne Antennendraht einer Funkenstation, mit der die Engländer weiß der Teufel wem und was für Signale geben. Der Motor, mit dem sie sich den elektrischen Strom machen, steht gleich am Fuß der alten Mauer. Pistole laden und bereithalten! Wir kriechen vor, und du mußt herausbekommen, was die Kerls da an Telegrammen absenden. Aber Vorsicht, verstanden? Es sind mindestens ein Dutzend, und wenn sie uns erwischen, hat der Barbarossa keinen Kapitän und keinen so guten Richtkanonier mehr wie dich.“

Sie krochen nun dicht nebeneinander über den feuchten Waldboden. Der Motor drüben verdeckte mit seinem Geräusch das Knacken der Zweige. So gelangten sie bald an den Rand einer Lichtung, die sie ebenfalls durchkriechen mußten. Hier verbarg sie das Gehölz nicht mehr, und nur das tiefe feuchte Gras konnte sie vor den Blicken des Feindes drüben schützen. Denn jenseits der Lichtung, nur durch ein paar Büsche auf dem halb verfallenen Wall ein wenig verdeckt, lag das Fort. Deutlich erkannte Erich jetzt, daß der Antennendraht sich von einem halbgeborstenen Wachtturm zum Wall spannte. Von dessen Höhe sah ein hochgewachsener englischer Matrose, den beiden Deutschen den Rücken kehrend, in das Innere des Forts hinab, in dem scheinbar der Apparat selbst untergebracht war. Nur den Motor, der offenbar den Telegraphisten mit seinem Geräusch nicht stören sollte, hatten sie in dem halb verschütteten Graben aufgestellt.

„Über die Lichtung so leise wie möglich mir nach,“ raunte der Kapitän Erich zu; „auf der anderen Seite des Forts werden wir mehr zu sehen bekommen. Dort fällt auch der Waldboden nach der See zu ab. Bemerken sie uns, dann auf gut Glück in den Wald hinein und so rasch wie möglich nach dem Meer! Vorwärts jetzt!“

Der Mann oben auf der Höhe schien seinen Wachtdienst nicht

übertrieben ernst zu nehmen. Er sah sich zunächst gedankenvoll das blaue Meer unten an, stopfte sich in aller Gemütsruhe eine Pfeife, begann ganz fürchterlich zu rauchen und versuchte schließlich von seinem hohen Standorte aus über den ausgespannten Antennendraht zu spucken, ein Sport, der ihm ganz besonderes Vergnügen zu bereiten schien. Dieses Idyll benützte van Appen, und nun krochen die beiden, wie Schlangen durch das Gras gleitend, über die Lichtung. Glücklich erreichten sie die linke Flanke des Forts, wo die Mauer ebenso wie der Graben rechtwinklig abbog. Die spärlichen Reste des Grabens auf dieser Front waren von dem Standpunkt des Postens, wenn der nicht gerade nach vorn kam und sich über die Mauer neigte, nicht zu übersehen. Eben freute sich der Engländer, daß er sein Ziel erreicht und mit dem Spucken glücklich über den Draht gekommen war, als die beiden Deutschen in den Graben hinunterschlüpften.

Hier auf der Seitenfront war die Mauer hoch und gut erhalten. Vergebens spähte der Kapitän nach einer Schießscharte, durch die man das Innere hätte übersehen können. So schlichen sich die beiden auf die Meerfront des Forts, von der aus der Kapitän die Engländer zuerst beobachtet hatte. Dort war die Mauer in einer Breite von wohl zwei Metern eingestürzt, und ihr Schutt füllte den Graben gänzlich an. Dicht an den Fuß der Wand drückten sich die beiden Deutschen und beratschlagten nochmals, während die Stimmen der Engländer deutlich aus dem Innern zu unterscheiden waren.

„Du kriechst jetzt dort hinauf und belauschst zunächst einmal, was der Kerl dort mit seinem Apparat klappert,“ sagte der Kapitän. „Du nimmst das Notizbuch hier, schreibst auf, was du hörst, und wirfst es mir herunter. Bemerkt dich einer, so wehrst du dich nicht weiter, sondern gibst dich sofort gefangen. Das befehle ich dir als dein Vorgesetzter,“ fügte er höchst energisch hinzu, als Erich zu der letzten Anordnung ein schiefes Gesicht zog. Vorsichtig

sich Tritte in den Schutt bohrend, stieg Erich hinauf. Da, wo sein Kopf die Höhe des Forthofes erreichte, lagen zwei große Mauersteine, die zwischen sich einen engen Spalt ließen. Durch eben diesen Spalt konnte er das Innere des Hofes bequem übersehen. Der Tisch mit dem Apparat war ihm ganz nah. Der Engländer, der, auf dem Kopf den Hörhelm, dort saß und offenbar jetzt auf dessen Töne lauschte, war keine zwei Meter von ihm entfernt. Neben ihm saß ein zweiter Mann in Uniform, nach den mehrfachen Streifen an den Jackenärmeln zu schließen, ein Offizier. Dahinter standen die Gewehre des Begleitkommandos zusammengesetzt. Die Leute lagen am Boden und schliefen allem Anschein nach. Der Posten von vorhin, der auf der gegenüberliegenden Seite des Walles stand, sah wohl wieder nach der Seeseite hinab. Den Kopf des spähenden Deutschen aber konnte er unmöglich hinter den beiden Steinen bemerken. So blieb die Szene eine Weile. Offenbar erwarteten die Briten irgend eine Antwort auf ihre Telegramme. Schon begann der Körper des auf den schmalen Tritten stehenden, hart an die Schuttwand gedrückten Spähers zu ermüden, da hörte er, wie der englische Offizier dem Telegraphisten kurz die Weisung „Noch einmal!" gab. Sofort begann oben der Apparat zu klappern.

Ohne sich zunächst um den Sinn zu kümmern, zeichnete Erich die Striche und Punkte auf sein Notizblatt. Dann, als er an dem sich gleich bleibenden Rhythmus merkte, daß der Engländer seinen Funkenspruch immer von neuem hinausrief, überflog er die Schrift. Kaum hatte er sie entziffert, da wußte er, daß der Feind dort in dem Fort mit seinen Telegrammen die deutschen Schiffe zu überlisten gedachte. Was sich dort oben, in deutscher Sprache gerufen, immer wiederholte, lautete:

„Britische . . . Schiffe . . . verließen . . . Freitag . . . Coronel . . . deutsches . . . Konsulat."

Er bezwang die gewaltige Erregung, die ihn ergriff, und dachte nach. Kein Zweifel: der Feind, der sich dort unten in der Coronel-

bucht auf die Lauer gelegt hatte, wollte nun mit dieser geheimen Landstation durch seine listige Fälschung die deutschen Kreuzer in die Falle locken, um sie in der Einfahrt der Bucht zusammenzuschießen. Die Station lag sicher so hoch, daß ihre elektrischen Wellen die deutschen Schiffe erreichen mußten. Trauten die aber der Meldung des angeblichen deutschen Konsuls, so liefen sie womöglich in die Bucht zum Kohlen ein, wie sie es ja nach der Aufklärung beabsichtigten, und wurden überfallen. Eine grenzenlose Wut über diese Hinterlist ergriff ihn. Verhindert mußte sie werden, um jeden Preis! Was aber tun? Auch van Appen konnte es nicht ändern, daß hier Schlimmes geschah. Die Signale durften nicht weiter hinausgehen über die See, das war ihm klar. Eine Möglichkeit, die Station zu zerstören, bestand nicht, das war ebenso klar. Also — er fühlte, ohne daß er sich des Griffes zur Tasche recht bewußt wurde, den Schaft der Pistole in seiner Hand — mußte der einzige unschädlich gemacht werden, der den Apparat zu bedienen verstand. Er schob den Lauf durch den Spalt zwischen den beiden Steinen. Einen Augenblick auch fühlte er, wie der Kapitän, der diese Bewegung sah, erschreckt an seinem Fuße zerrte. Auch huschte ihm wohl der Gedanke durchs Hirn, daß der, der dort saß, nichts von der Waffe ahnte, die sich nun auf ihn richtete. Das war ihm zuwider; aber — es ging schließlich um das Leben von Tausenden von deutschen Kameraden!

„. . . deutsches Konsulat“. . . beendete klappernd der Apparat das Signal, da feuerte Erich in heller Wut über den Betrug den Schuß ab. Er sah nur flüchtig, wie der Telegraphist kerzengerade vom Stuhl aufsprang und dann sich platt über seinen Tisch warf. Sofort richtete er auf den zweiten Gegner, den daneben sitzenden Offizier, die Waffe. Aber der sprang wie elektrisiert auf und warf sich platt zu Boden. Der eine der Steine, die dem Schützen bisher Deckung gewährt hatten, verbarg ihm jetzt sein Ziel. Blitzschnell begriff Erich, daß mit einer Änderung seiner Stellung und

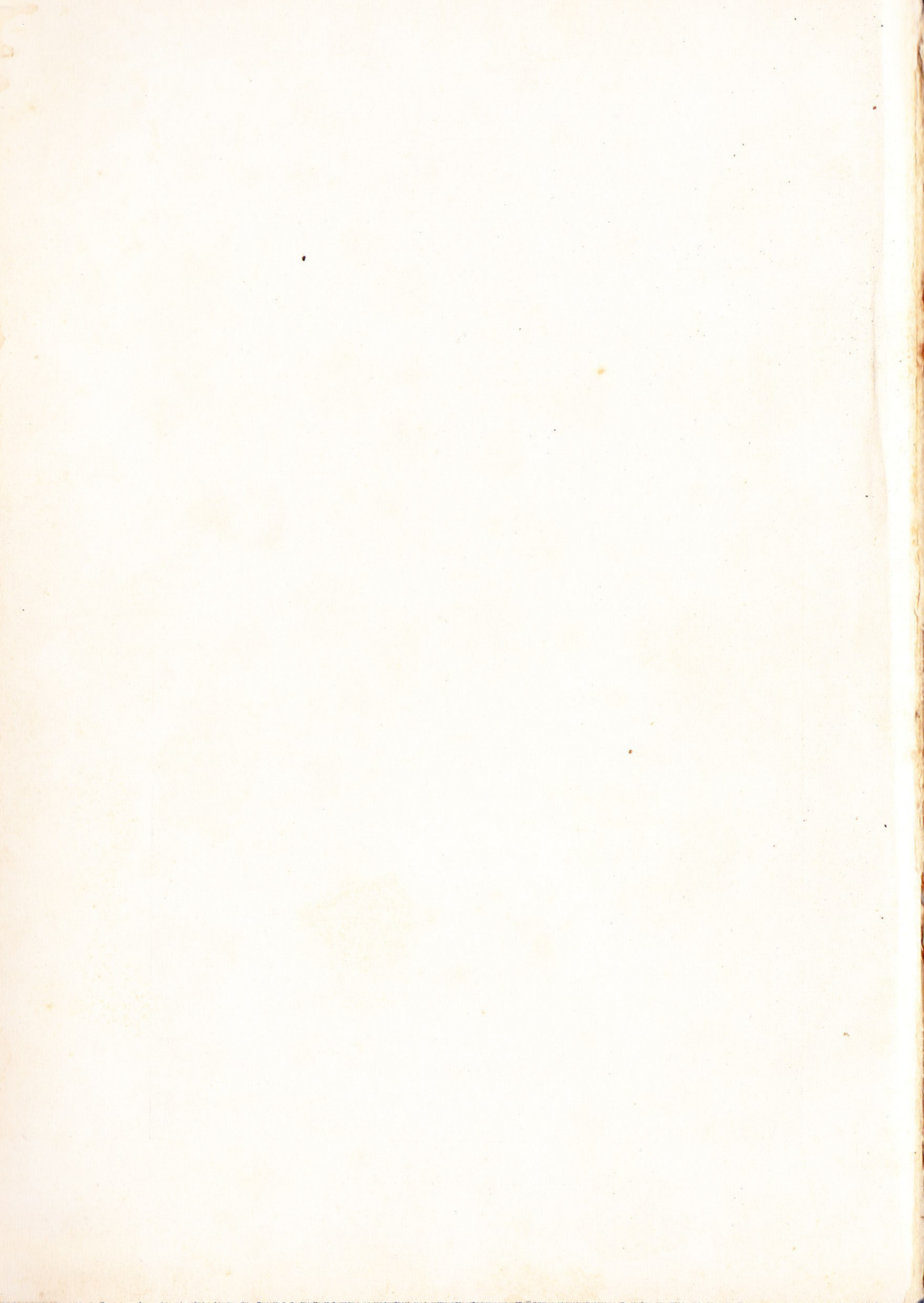
einem zweiten Schuß keine Zeit verloren gehen durfte. Mit einem Satz sprang er hinab in den Graben und riß den erstaunten Kapitän mit sich über dessen Außenrand. „Gefahr!" raunte er ihm hastig zu, und beide setzten springend den Hang des Steilufers hinab.

Durch das Dickicht ging die wilde Jagd. In verwegenen Sätzen, wohl wissend, daß der Tod bald hinter ihnen her sein müßte, sprangen sie mehr als einmal ins ungewisse Grün, nicht ahnend, wie tiefe Abgründe ihnen drohten. Ein scharfer Ast riß Erich im Fall eine tüchtige Schramme über das Gesicht; er fühlte es nicht einmal. Die Schüsse, die jetzt, als sie wohl zweihundert Meter unterhalb des Forts sein mochten, durch die Tannenwipfel über ihnen pfiffen, hörten sie kaum. Der Kapitän brach wie ein verfolgtes Wild durch das Gebüsch, mit starken Händen die Zweige und Schlingpflanzen auseinanderreißend. Jetzt hörten sie das Schreien der Verfolger, die endlich die Richtung ihrer Flucht entdeckt hatten, weit über sich. Vor ihnen wurde der Waldboden frei von Schlingpflanzen, und eine regelmäßig angelegte Tannenschonung gestattete ihnen rascheren Lauf. Weniger steil wurde jetzt der Hang. Einmal war es Erich, als hörte er vor sich im Tal verwehte menschliche Stimmen. Aber der atemlose Lauf erlaubte nur den Gedanken an die wilde, verzweifelte Flucht. Ohne aufzusehen, rannte er eine Weile hinter dem Kapitän her, und erst ein halblauter Fluch seines Vordermannes machte ihn auf ein schlimmes Hindernis aufmerksam: dicht vor den beiden unterbrach eine gut zwei Meter hohe Steinmauer den Hang.

Aber einen Augenblick nur, während sie oben das Springen und Schreien der Verfolger hörten, stutzte der Kapitän. Die Mauer sperrte den Hang nicht ganz senkrecht zu seiner Fallrichtung ab, sondern lief mit ganz geringer Neigung nach rechts zu abwärts. Nach dieser Richtung wandte sich der Kapitän, ohne ein Wort zu verlieren. Und weiter ging die Hetze auf Leben und Tod.



Mit Admiral Spee. Seite 96.



Eins war gewiß: kamen die Engländer erst an der Mauer an, so hatten sie freies Schußfeld und mußten die beiden mit ihren Kugeln erreichen. Vier- bis fünfhundert Meter waren sie so gelaufen, und jetzt mußten auch wohl die Verfolger unten angelangt sein, da hörten sie plötzlich Stimmen vor sich und den dumpfen Klang von regelmäßigen Axthieben. Nach weiteren zwanzig Metern bog plötzlich im rechten Winkel die Mauer hangabwärts. Es war höchste Zeit, daß sie die Ecke erreichten. Denn jetzt knallte es hinter ihnen, und die erste Kugel splitterte haarscharf neben Erich in den Mörtel der Mauer. Zehn . . . fünf Meter, sie waren an der schützenden Wendung!

Und da — den Bruchteil einer Sekunde nur, bevor sie sie erreichten — drangen ein paar Worte zu ihnen, die ihnen in dieser Fremde und in dieser Höllenhetze ganz unmöglich, geradezu grotesk vorkamen. Sie stutzten trotz der Hast ein wenig. Was bedeutete das? Dort unten hatte jemand sehr deutlich und in unverkennbar ostpreußischem Dialekt „Dämlicher Kerl!" gerufen. Als sie hinter der Ecke freien Blick talabwärts hatten, sahen sie auf eine weite, keine fünfzig Meter vor ihnen beginnende Lichtung. Braune, kleine Leute arbeiteten dort an mächtigen Klaftern aufgeschichteter Tannenkloben, und mitten unter ihnen, in grüner Forstuniform, den gefleckten Hühnerhund neben sich, die kurze Pfeife im Mund, stand ein großer, starker Mann und redete auf einen der Leute in einem Spanisch ein, dem man eine höchst ergötzliche Verwandtschaft mit der ostpreußischen Mundart sehr deutlich anmerkte.

„Deutsche!" schrie der Kapitän, auf den Mann zujagend, „Deutsche! Engländer hinter uns!"

Der Förster wandte den Kopf, als hätte er nicht verstanden. Da waren die zwei schon vor ihm, und er musterte erstaunt die zerrissenen Uniformen und die zerschundenen, blutigen Gesichter und Hände. „Deutsche!" schrie der Kapitän noch einmal, „schnell, die Engländer . . ."

Der Atem ging ihm aus. Er deutete wieder in die Richtung, aus der sie gekommen waren. „Rasch, um Gottes willen, rasch!"

Jetzt begriff der Förster.

„Vorwärts!" sagte er, rasch entschlossen, und zeigte auf ein wohl dreihundert Meter entferntes Tor in der Mauer. „Voraus! Dorthin!" rief er dem Kapitän zu, „ich komme sofort nach."

Die beiden liefen mit der letzten Kraft auf die rettenden Eisenflügel zu. Sie hörten nur noch flüchtig, wie der Förster irgend etwas höchst eindringlich seinen Chilenen auseinandersetzte. Dann war er gleich hinter den ermüdeten Verfolgten. Und kaum hatten sie das Tor hinter sich, da war er schon bei ihnen und schloß rasch die beiden Flügel der Pforte.

„Vorwärts, die Kerls werden sicher über die Mauer nachklettern." Sie liefen weite, verschlungene Parkwege hinab. Jetzt hörte Erich, der als der letzte lief, von dem Felde jenseits der Parkmauer, das sie eben verlassen hatten, ein Stimmengewirr. Aber in seiner Erschöpfung erschien es ihm wie ein Traum. Und wie im Traum sah er im Vorüberlaufen auch den seltsamen Schmuck der Parkwege: Tiere und Pflanzen aus Stein, um die sich bunte Gewächse rankten.

Vor ihnen öffneten sich jetzt die Baumgruppen, und an einzelnen Stellen blinkte schon die See hindurch. Ein mächtiges Sausen und Pfauchen kam aus der Gegend des Ufers, und als sie die letzte verschorene Hecke des Parkes hinter sich ließen, lag der Eingang zu den Eisenwerken von Lota vor ihnen.

Einen Augenblick hielt der Förster inne und horchte. „Rasch, um Gottes willen, sie sind dicht hinter uns! Hier, kommen Sie mir nach!" Sie eilten durch die Eingangspforte, über einen Vorhof voller verwundert sich nach ihnen umschauender Arbeiter. Dann ging's durch die offene Türe einer großen nach der See zu gelegenen Halle. Innen stampfte und summte es, und einen Augenblick sahen sie das Gewirr durcheinander wirbelnder Stangen und

Räder. Ein kleiner, geschniegelter Herr sah sie verwundert an, als sie an ihm vorbeikamen. Sie achteten nicht auf ihn.

„Hier hinein!“ Der Förster riß eine in den Boden eingelassene Falltür auf. „Die Treppe hinunter, Sie kommen gleich auf festen Boden!“ Er ließ die beiden zuerst in den schwarzen Schacht einsteigen, trat dann selbst auf die nach unten führende Treppe und warf über sich die Eisentür zu. Nach dem starken Licht draußen waren die beiden Verfolgten jetzt in der Finsternis zuerst wie blind. Vorsichtig tasteten sie sich wohl zwanzig Stufen der Eisentreppe hinab, bis sie auf einem nachgiebigen, dem Fuße wie Geröll erscheinenden Boden standen. „Die Kohlenbunker für den Maschinenraum oben,“ erklärte der Förster. „Halten Sie sich nur an meinem Rock, und kommen Sie mir nach!“

Langsam erkannten jetzt die beiden einen schwachen Lichtschein, der aus der Richtung kam, nach der sie gingen. Zu ihrer Linken spiegelte sich dieses Licht in einem rätselhaften Wasser wider, das tiefer lag als der feste Steinboden, auf dem sie jetzt ihrem Beschützer nachschritten. Als sich ihr Auge an die Dunkelheit einigermaßen gewöhnt hatte, erkannten sie deutlich, daß es ein offensichtlich mit der See in Verbindung stehender Kanal war, auf dem die Eisenhütten die Kohlenprahme, die sie jetzt an der Kaimauer unterscheiden konnten, von den Kohlendampfern draußen direkt unter die weite Maschinenhalle leiteten. Aber es blieb keine Zeit, über diese Dinge nachzudenken, denn auch jetzt mußten sie den Weg in schnellen Schritten zurücklegen, und der Förster trieb noch immer zur Eile.

„Keiner der chilenischen Arbeiter wird Sie verraten, aber der eine von den Ingenieuren, der uns oben begegnete, ist leider ein Franzose, und wenn sich die Engländer an den wenden, dann hetzt er sie Ihnen sicher auf den Hals.“

In aller Eile berichtete der Kapitän von den Vorgängen des Morgens und erkundigte sich dann, wieviel englische Kriegsschiffe

in Coronel lagen. Er hörte von dem Deutschen nicht nur, daß deren drei dort seit zwei Tagen kohlten, sondern erfuhr auch ihre Namen, die sich beide einprägten, so gut sie es in der Eile vermochten.

„Nehmen Sie sich in acht," warnte der Förster, „die englischen Barkassen sollen in der Nacht die ganze Bucht abpatrouillieren. Außerdem kreuzt ihr Flaggschiff Good Hope in den Gewässern vor der Bucht."

Damit waren sie an einem gewaltigen, von zwei eisernen Flügeln halb verschlossenen Tor angelangt, das den Kohlenkanal nach der See zu begrenzte. Durch den Spalt, den die Flügel in der Mitte ließen, kam der Lichtschein, der ihnen vorher die Richtung gewiesen hatte.

Der Förster drückte auf einen Knopf. Lautlos, offenbar von einem elektrischen Motor angetrieben, schoben sich die Flügel, die für jede Bewegung mit der Hand viel zu schwer sein mochten, auseinander, und ein gewaltiger Strom blendenden Lichtes flutete ihnen von der hellen, glitzernden See her entgegen.

Unmittelbar vor dem Eingang lag ein kleiner, von niedrigen Kaimauern eingefaßter Hafen, in dem zwischen leeren Eisenprahmen und Segelbooten ein kleiner, schmucker Motorkutter lag. Ohne zu zögern, eilte der Förster auf das kleine Schiffchen zu, entfernte den Segeltuchüberzug vom Kockpitt und begann den Motor klar zu machen und anzukurbeln.

„Passen Sie gut auf, ob Sie hinter sich Lärm im Gang hören; dann bitte ich sofort ins Boot zu gehen. Es ist mein Eigentum, aber für den Notfall sollen Sie es haben. Landsleute lasse ich natürlich nicht im Stich, und wenn Sie später Coronel anlaufen, bekomme ich es ja doch wohl wieder." Er unterbrach seine Arbeit und lauschte. „Hinein in das Boot," rief er plötzlich, „sie sind im Gang! Seien Sie aber unbesorgt, ich decke Ihnen den Rücken und sorge schon dafür, daß sie die Tür nicht wieder aufbekommen. Vorwärts, los!"

Die beiden sprangen ins Boot hinab. Der Förster eilte in den Gang, und gleich darauf schlossen sich die Eisentore wieder. Der Kapitän nahm die Ruderpinne zur Hand, während Erich den kleinen Anker hochhievte. Dann sauste die zierliche Nußschale aus dem Hafen.

„Duck dich vorn nieder," rief der Kapitän über den tosenden Motor hinweg, „wir bekommen sicher gleich ein paar Schüsse nachgepfeffert." Er selbst beugte sich tief ins Kockpitt nieder. Aber die Tore hinter ihnen öffneten sich nicht mehr. Nur laut erregte Stimmen und wütendes Poltern war dort zu vernehmen. Offenbar hatte der Förster den Schalter, der den Elektromotor zum Öffnen der Flügel anließ, zerstört. „Braver Kerl," sagte der Kapitän, „braver Kerl! Viele wie der laufen nicht herum auf dieser miserablen Welt."

„Werden ihm die Engländer nichts tun?" fragte Erich, als das Boot durch die Brandung hindurch war. Der Kapitän zuckte die Achseln. „Hoffentlich nicht. Glaube ich auch nicht. Die Kerle sind ja unverschämt genug gewesen, in neutrales Eigentum einzudringen. Wie ich die Chilenen kenne, werden sie erstens mehr unsere Kante halten und sich nicht noch gefallen lassen, daß die einem ihrer Beamten auf ihrem Grund und Boden etwas zuleide tun. Und für den Notfall liegt, wenn ich mich nicht sehr irre, im nächsten Hafen, nämlich in Talcahuano, eine große chilenische Garnison, um ihnen wenigstens die Grundbegriffe von Neutralität beizubringen. Aber was zum Teufel hast du da oben getrieben, ungehorsamer Unteroffizier, der du bist?"

Erich berichtete. Als der Kapitän von dem Signal hörte und von dem, was Erich veranlaßt hatte, gegen seinen ausdrücklichen Befehl zu schießen, erschrak er. „Natürlich war das dann das einzig Richtige. Aber verdammt, nun ist's am Ende doch schon zu spät!"

Er legte die Pinne auf Backbord, und das Boot, das jetzt

wohl eine Meile vom Ufer entfernt war, lief jetzt parallel der Küste in der nämlichen Richtung, aus der ihre Wanderung am Morgen sie hergeführt hatte.

„Weshalb zu spät?“ fragte Erich.

„Weil dort vierzig Seemeilen westlich von Coronel unsere Kreuzer liegen,“ antwortete der Kapitän. „Das Telegramm der Engländer haben sie natürlich gelesen. Trauen sie ihm, dann laufen sie in die Falle. Wir beide haben bis zum Barbarossa noch mindestens zehn Seemeilen, an denen diese wohltätige Kaffeemühle wenigstens eine Stunde zu arbeiten hat. Bis ich dort bin und unsere Meldung drahtlos an unsere Schiffe weitergebe, können sie schon in Coronel sein.“

Er gab Erich die Pinne und versuchte, mehr aus dem Motor herauszuholen. Aber das kleine Boot des Försters lief bereits Vollkraft. Sorgenvoll suchte der Kapitän den Horizont im Westen ab. Noch war dort nichts zu sehen, was die Annäherung der deutschen Schiffe bedeuten konnte. Er sah nach dem Ufer, das plötzlich auffallend zurückgetreten war.

„Hältst du denn denselben Kurs wie vorher?“ fragte er Erich erstaunt. „Ja? Nun, dann haben wir eben Ebbe und auslaufenden Strom und treiben stark nach Westen ab.“

„Mehr Backbord halten!“ wollte er noch seinem jungen Kameraden zurufen, da unterbrach er sich mit einem leisen Fluch. Der Motor hatte sein regelmäßiges Summen unterbrochen, stieß ein paarmal stark auf und blieb plötzlich stehen. Das Boot verlangsamte seine Fahrt und begann hilflos in der Dünung zu treiben.

„Verstehst du dich auf diese Höllenmaschine?“ fragte der Kapitän. Aber Erich schüttelte verdrießlich den Kopf. Im selben Augenblick nahm das treibende Boot eine Welle über, die das Kockpitt zur Hälfte vollschlug. „Ausschöpfen, schnell, wenn dir dein Leben lieb ist!“ rief der Kapitän, „Haie gibt's genug in dieser Bucht!“

Mit dem kleinen Segeltucheimer, der zur Stelle war und wohl

dem Reinigen des Bootes gedient hatte, arbeitete Erich, so schnell er konnte, während van Appen sich um den Motor abmühte. Aber der war nicht mehr in Gang zu bringen.

„Bringen wir den Ewer*) unter Segel," sagte der Kapitän, „her mit deiner Jacke!"

Aus Erichs Uniform und aus seiner eigenen schnitt er jetzt mit dem Messer das Rückenteil heraus. Während Erich unaufhörlich schöpfte, nahm der Kapitän den Bootshaken zur Hand, befestigte ihn an der Mastspur des Kockpitts und führte die Leine, mit der das Boot an der Mole vertäut gewesen war, als Stag nach vorn und hinten. Den kurzen Notmast stützte er mit Pardunen**), die er aus der Ankerleine schnitt, und befestigte dann die Jackenteile an dieser Takelung. Es war die höchste Zeit damit gewesen: Erich hätte das immer überkommende Wasser nicht mehr bewältigen können. Jetzt lag das Boot unter seinen elenden Notsegeln wenigstens ruhig am Winde, und die Gefahr des Sinkens war abgewendet. Aber mit Schrecken sahen die beiden, wie weit sie durch den auslaufenden Strom der Ebbe vom Ufer abgekommen waren.

Und noch eine andere unangenehme Entdeckung machten sie. Während sie zur Zeit des Motordefektes die Lotawerke bereits hinter sich gehabt hatten, waren sie jetzt daran vorbei und in nördlicher Richtung nach Coronel zurückgetrieben. Offenbar schoß hier bei Ebbe eine starke Strömung nicht nur seewärts, sondern parallel der Küste. Zu ihrer Rechten konnten sie jetzt die ganze Coronelbucht überschauen. Deutlich sahen sie wieder in ihren Schlupfwinkeln die großen britischen Schiffe liegen; aber die Entfernung war noch zu groß, als daß man sie von dort aus hätte bemerken

---

*) Ewer: hier verächtlich für das defekte Boot. Sonst im norddeutschen Fischersprachgebrauch jedes wie ein Kutter getakelte Fahrzeug.

**) Pardunen nennt man die einen Mast an den Seiten des Schiffes stützenden Taue im Gegensatz zu den Stagen, die von der Spitze nach vorn und hinten laufen, mithin ihn vorn und hinten stützen.

können. Im Westen türmte sich gegen die sinkende Sonne die Insel Santa Maria auf, die die Bucht nach dem Pazific zu absperrt, zwischen sich und dem Festland zwei von Riffen gefährdete Durchfahrten lassend.

„Das hat noch gefehlt!" brummte der Kapitän, nach der sinkenden Sonne sehend. „Entweder wir treiben heute nacht auf die hohe See hinaus, oder wir werden von dieser liebenswürdigen Strömung nach Coronel verschlagen und können uns bei den Engländern zum Nachtquartier anmelden. Verflucht, wer sich auf einen Benzinmotor verlassen muß!"

Als die Sonne sank, begann zu allem Unglück der Wind aufzufrischen und die Dünung stärker zu gehen. Wieder nahm die kleine Nußschale trotz ihrer Takelung Wasser über, und wieder mußte Erich schöpfen. Der Kapitän spähte unverwandt nach Westen. „Gott sei Dank," sagte er, „sie haben sich nicht täuschen lassen, sonst wären sie längst in Sicht. Wenigstens ein Trost!"

Die See wurde dunkel wie ein Stiefmütterchenbeet; die Wellen setzten weiße Kämme auf, und von ihren eiskalten Spritzern durchnäßt, schauerte Erich vor Kälte. Er sah nach Süden aus, wo sicher und still in seiner Bucht versteckt der Barbarossa liegen mußte. Und wenn eine besonders hohe, dunkle Wand sich neben dem Schiffchen aufbäumte und ihr abgetrenntes Haupt klatschend hinabwerfen wollte, dann dachte er an den sonnigen Waldfrieden an diesem Tage, der so still und heiter begonnen und dann doch seine Hände blutig gefärbt hatte. Der starken Schwingungen eines so kleinen Fahrzeuges ungewohnt, begann er unter heftigem Schwindelgefühl zu leiden, das ihn widerstandsunfähig machte. Die Kälte durchschauerte ihn immer mehr, und ein brennender Durst begann den Ermatteten zu quälen. Teilnahmlos und mechanisch handhabte er den Eimer mit der schweren Wasserlast langsamer und langsamer. Dazu schien ein greulich roter Mond unheimlich auf die Seenot der beiden herab.

Der Kapitän saß ruhig wie immer an der Ruderpinne. Aber auch er hatte im stillen die Hoffnung aufgegeben. Die Lichter Coronels hatten sie weit zur Rechten gelassen, waren also der Gefahr, beim Feinde zu landen, entgangen, trieben dafür aber hilflos immer weiter nach der offenen See zu. Zur Linken ragte jetzt wie ein Riesensarg aus dem Wasser im Halbdunkel die Insel Santa Maria. Noch gewährte sie ihnen Schutz gegen die starke Dünung, die dort draußen in der freien See ging. Waren sie aus dem Schutz der Insel getrieben, so mußte der Pazific ein Ende mit ihnen machen. Rascher und rascher trieb sie der ausgehende Strom hinaus. Dabei war das Boot jetzt keine volle Seemeile von der Insel entfernt. Der Kapitän überlegte einen Augenblick, ob sie es mit Hinüberschwimmen versuchen sollten. Aber freilich, die reißende Strömung mußte sie fast ebenso rasch abtreiben wie das Boot.

Da plötzlich, wie er die Entfernung nach dem Ufer mit den Blicken maß und nach der Insel hinübersah, glaubte er dort eine dunkle Masse zu erkennen, die sich von ihrer Silhouette loslöste. Noch glaubte er an eine Täuschung, als diese Masse wieder verschwand. Dann aber sah er ganz deutlich dort, wo sie eben verschwunden war, am Nachthimmel drei oder vier Funken aufblitzen und wieder erlöschen. Er spähte durchs Glas. Jetzt hob eine Welle wieder die Masse empor, und nun unterschied er deutlich den dumpfen Lärm einer Schiffsschraube. Kein Zweifel, dort fuhr ein kleiner Dampfer, und offenbar hielt er auf das treibende Boot zu.

Unwillig stampfte er mit dem Fuß. „Lieber bei den Fischen, als von denen da gefangen,“ dachte er; denn er vermochte nur an eine Barkasse der Engländer zu glauben. Wahrscheinlich hatte der helleuchtende weiße Rumpf des Motorbootes in der Mondnacht sie verraten.

„Über Bord, wenn sie uns fangen wollen!“ rief er Erich zu, als das Schiff auf Kabelweite heran war. Leicht sollten sie ihn nicht haben.

Da unterschied er plötzlich in der stillen Nacht das deutsche Kommando: „Ruder hart Steuerbord!“ Er traute seinen Ohren kaum. Ein deutsches Boot? Da war es auch schon heran, und gleich darauf lag längsseits neben der kleinen, hoch hüpfenden Nußschale eine Dampfbarkasse, aus der eine lange, schlanke Gestalt sich zu den beiden herüberneigte. Eine Taschenlampe blitzte auf.

„Wahrhaftig, Kapitän van Appen! Fischen Sie hier oder veranstalten Sie eine Segelregatta?“

Das war ein junger, dem Kapitän von Tsingtau her bekannter Leutnant, der so fragte. „Jawohl,“ schimpfte van Appen, der auch jetzt seine Ruhe nicht verlor, „Segelregatta zu den Fischen hinunter! Lassen Sie gefälligst Ihr verdammtes Feuerwerk bleiben,“ fügte er ärgerlich hinzu, als der andere nochmals sein Licht aufleuchten ließ. „Sie sind nämlich am Feind, Herr!“

Er ließ Erich zuerst in die Barkasse hinüber steigen. Dann befestigte er noch schnell die ihm zugeworfene Leine am Bugring des Motorbootes und sprang selbst an Bord des deutschen Fahrzeuges. Nachdem er um Vorsorge für seinen völlig erschöpften jungen Kameraden gebeten hatte, berichtete er dem Offizier. Die Barkasse glitt, mit dem kleinen weißen Motorboot im Schlepptau, in den dunklen Schatten der Insel zurück.

Während Erich, in warme Decken gehüllt, sich im Heizraum erholte, stand van Appen, noch immer ohne Jacke und bis auf die Haut durchnäßt, bei dem jungen Offizier auf Deck in der Nähe des Ruderrades. Die Barkasse war ein Beiboot des Scharnhorst und war am späten Nachmittag von dort zur Aufklärung nach der Insel Santa Maria abgegangen, die sie bei Eintritt der Dunkelheit erreicht hatte. In der Tat waren auf dem deutschen Geschwader die Funkensprüche gehört worden. Aber das plötzliche Abbrechen der Signale hatte den an sich schon argwöhnischen Stab des Admiralschiffes bedenklich gemacht. So hatte er die Barkasse zur Aufklärung der Coronelbucht abgeschickt.

Der Kapitän war schlechter Laune. Er ärgerte sich über das Pech, das ihn sein eigenes Schiff nicht hatte erreichen lassen, und er verlangte, daß das Boot ihn stracks in die Bucht bringen solle, wo der Barbarossa lag. Er wußte wohl, daß für den nächsten Tag die Abrechnung mit den Engländern erwartet wurde, und so wollte er an diesem großen Tage unter allen Umständen sein eigenes Schiff unter den Füßen haben.

Der junge Offizier lachte ihn aus: „Dann soll ich also wohl dem Admiral Ihre wichtige Meldung erst morgen nach der Schlacht bringen? Nein, Kapitän, der Barbarossa wird morgen auch ohne Sie fechten, und wir auf dem Scharnhorst können einen so berühmten Seehelden wie Sie gut an Bord brauchen. Kommen Sie, ich werde unten einen steifen Grog gegen die schlechte Laune brauen lassen.“ Er schob ihn leise lachend in den Maschinenraum hinunter, wo Erich längst eingeschlafen war.

Um Mitternacht lag die Barkasse mit dem kleinen Boot im Schlepptau neben dem Scharnhorst, dessen Dampfwinden die beiden Fahrzeuge an Bord hievten.

▽

Siebentes Kapitel.

Die Schlacht von Coronel.

Zum Bericht vor Admiral Spee. — Klar zum Gefecht. — Der Untergang des Monmouth und Good Hope. — Die Verfolgung der Engländer.

Unsere beiden Freunde vom Barbarossa waren in einer leerstehenden Offizierskammer des Scharnhorst untergebracht worden und bald, nachdem Kapitän van Appen dem Kommandanten noch seine Meldung gemacht hatte, in tiefen, traumlosen Schlaf verfallen. Im Morgengrauen des nächsten Tages — es war ein Sonntag — wurde Erich von einem fürchterlichen Lärmen und Toben über der kleinen Kabine geweckt. Dort oben war — auf Kriegsschiffen nimmt man es nun einmal mit der Einhaltung der Nachtruhe nicht so genau — eine Schmiedewerkstatt. Und schon um fünf Uhr hatte am Morgen dieses großen Tages der Schmied alle Hände voll zu tun. Das mächtige Schiff summte in seinen Vorbereitungen wie ein Bienenkorb, dessen Volk ausschwärmen will.

Kapitän van Appen, der gestern geschworen hatte, er werde den Engländern den atemlosen Lauf zum Ufer hinab mit seinen Anstrengungen nie in seinem Leben vergessen, schnarchte trotz allem kriegerischen Lärm friedlich weiter. Auch Erich drehte sich noch einmal auf die andere Seite und wurde erst am späten Morgen wieder wach, als eine Ordonnanz die beiden Schläfer aufrüttelte und sie zum Admiral entbot. Eine kühle Dusche im nahen Offiziersbad jagte ihnen die Müdigkeit aus den Gliedern. Dann fuhren sie in ihre Kleider und bemerkten jetzt erst wieder, daß von ihren in den Dornbüschen des Ufers zerlumpten Uniformen nur noch die Beinkleider übrig geblieben waren, und daß den zu Segeln zerschnittenen Jacken die Rückenteile fehlten.

Lachend sahen sie sich an, als sie über das Achterdeck nach der Wohnung des Admirals gegangen waren und in dem Spiegel des engen, bescheidenen Vorzimmers ihren reichlich unvollkommenen Anzug musterten. „Der Admiral wird uns Dreckdeuwel sofort hinauswerfen,“ sagte van Appen.

„Wird er nicht, Kapitän, wird er nicht,“ kam es hinter dem Vorhang einer unsichtbaren Türe hervor; und gleich darauf stand der Admiral da: sechs Fuß hoch die breite, derbknochige Gestalt, das scharfgeschnittene Gesicht mit den klaren, hellblauen Augen gutmütig lachend. Kaum war Erich sich klar darüber, daß der geheimnisvolle Chef des Geschwaders selbst vor ihnen stand, den er bisher nie gesehen, und um dessen doch überall zu spürende Persönlichkeit sich auf der deutschen Flotte schon eine ganze Legende gewoben hatte, da fühlte er schon seine Hand in der großen, harten, die ihm der Herr dort mit den vielen goldenen Streifen an den Ärmeln entgegenstreckte. Und wie er ihn so sah, so männlich und so strahlend, da fühlte er, daß es wohl eine Ehre sein mußte, mit solchem Mann zu sterben . . .

„Ich habe schon gehört, Kapitän van Appen, ich weiß schon von Ihren Seeräuberstreichen; und auch von den Ihren, mein junger Herr Unteroffizier,“ wandte er sich dann an Erich. „Und nun, Kapitän, erzählen Sie mir mal, ob Sie die Schiffe im Hafen auch wirklich genau gesehen haben, und ob Sie sich auf den braven Förster verlassen zu können glauben.“

Der Kapitän berichtete. Als er die Namen der englischen Schiffe nannte, nickte der Admiral befriedigt: „Gut! Ich habe noch allerlei anderes über die Herrschaften da in der Bucht erfahren. Wenn mich nicht alles täuscht, werden wir uns wohl bald überzeugen können, ob Sie mit Ihrer Meldung recht haben. Und wenn Sie beide mir auch glauben können, daß ein alter Admiral nicht so ohne weiteres auf ein gefälschtes drahtloses Telegramm hereinfällt, sollen Sie doch das hier zu sich nehmen.“

Er reichte jedem ein Blatt Papier, das er aus der Brusttasche zog. „Lesen Sie nur gleich,“ fügte er hinzu.

Erich las das seine; dort stand geschrieben:

„Ich schlage den kriegsfreiwilligen Unteroffizier Erich Karsten auf S. M. S. Barbarossa zur Auszeichnung durch das Eiserne Kreuz zweiter Klasse vor, weil er mit Hintansetzung seines Lebens eine Kriegslist des Feindes vereitelt und dem unterzeichneten Geschwaderchef eine wichtige Nachricht über Stärke und Stellung der feindlichen Flotte überbracht hat.

An Bord S. M. S. Scharnhorst, Höhe von Coronel.

31. Oktober 1914. Der Geschwaderchef.“

Erich wollte aufjubeln. Aber er besann sich und behielt seine militärische Haltung; denn der Admiral war sehr ernst geworden, und plötzlich sah es so aus, als ginge irgend ein Schatten über sein Gesicht, als er sagte: „Das gleiche Schreiben geht, denke ich, morgen an das Reichsmarineamt in Berlin ab. Sollte es aber nicht ankommen und ich vielleicht später verhindert sein, es selbst daheim zu übergeben, so haben Sie den Befehl, es selbst bei Ihrer vorgesetzten Militärbehörde vorzuzeigen, wenn Sie die Heimat erreichen sollten. Haben Sie noch einen Wunsch, Kapitän?“

„Zu Befehl, Exzellenz,“ sagte van Appen, der wieder seinen geliebten Barbarossa vermißte und sich, wie alle Kapitäne, auf Schiffen unsicher und mißlaunig fühlte, die er nicht selbst kommandierte. „Zu Befehl, Exzellenz! Wo bleibt der Barbarossa? Ich will auf mein Schiff zurück, wenn es heute losgehen sollte.“

Da lachte der gutmütige Riese wieder und klopfte van Appen derb auf die Schulter. „Ist schon gut, Kapitän, ist schon gut! Wir haben ihn ja schon hergeholt, schon heute in der Nacht. Machen Sie sich nur fertig, lassen Sie sich neue Uniformen statt der „Dreckdeuwellumpen“ geben und gehen Sie, wenn Ihr Schiff da ist, an Bord mit dem kleinen Motorboot zurück; und wenn Sie

Ihren Förster noch einmal sehen sollten, dann grüßen Sie ihn von mir. „Adjüs, Käptn," fügte er in freundlichem Platt hinzu.

Die beiden stiegen die Treppe wieder hinauf. Aber in Erich wollte die Freude über die ihm gewordene Auszeichnung nicht recht aufkommen. Er wußte, was man vom Admiral auf allen Schiffen erzählte: er wolle sich, wenn es zum Kampfe käme, mit möglichst vielen Engländern auf dem Meeresgrund wiederfinden. Hatte er vorhin etwa dasselbe gemeint, als er von der Möglichkeit sprach, daß er das Schreiben vielleicht nicht selbst werde abliefern können?

Als sie auf Deck anlangten, merkten sie wieder, daß der Tag Großes bringen müßte. Noch war das Schiff nicht klar zum Gefecht. Aber in den Panzertürmen rasselten die Munitionsaufzüge, Feuerwerker eilten geschäftig hin und her, die letzten hölzernen Gegenstände an Deck wurden, weil ihre Splitter unter einem Granattreffer arge Verwüstungen und Brandgefahr bedeuten, über Bord geworfen. Sogar das Sonnensegel auf dem Achterdeck und die Hundehütte, die dort stand, mußten ins Wasser hinab. An dem hinteren Backbordturm, an dem Erich vorbeikam, wurden eben von den großen Einundzwanzigzentimetergeschützen die Mündungsdeckel genommen. Ein wenig neidisch im Gedanken an das eigene viel schwächere Kaliber auf dem Barbarossa betrachtete er das Riesenmaul der Kanone. Dann freilich erfuhr er, daß die Engländer noch größere besaßen. „Aber wir halten schon auf die rechte Stelle, und wo die Einundzwanziger hintreffen, da wächst kein Gras mehr," sagte der Artillerist, der vorn an der Mündung arbeitete. Flaggensignale gingen auf und nieder. Am Horizont aber lag im schweren Seegang, der in der Nacht eingesetzt hatte, auf und nieder gehend Schiff bei Schiff. Das ganze Geschwader war wieder vereint. Als sie nach dem Süden sahen, bemerkten sie auch den guten, alten Barbarossa, der eben mit Volldampf heraneilte, und der ihnen bei der Fülle der gestrigen Erlebnisse schon wie eine ferne Welt vorkam.

Die kleine Motorbarkasse, die sie gestern so treulos im Stich gelassen hatte, war inzwischen schon wieder in Stand gesetzt worden und trug, nachdem van Appen sich auch von dem Kommandanten des Flaggschiffes verabschiedet hatte, die beiden zu ihrem Kreuzer hinüber, der auf die Signale des Scharnhorst jetzt am weitesten östlich von den übrigen Schiffen stoppte. Als sie den halben Weg zurückgelegt haben mochten, kam plötzlich Bewegung in das ruhende Geschwader: die leichteren Schiffe legten sich, die Vordersteven nach Südosten, also nach der noch unsichtbaren Küste zeigend, in Kiellinie hintereinander. Auch der Barbarossa zog dem kleinen Boot auf die Signale des Admiralschiffes in voller Fahrt davon und legte sich an die Spitze der eben erwähnten Linie. Die beiden großen Kreuzer aber stießen mächtige Rauchwolken aus und nahmen dann selbst Fahrt auf. Der Gneisenau legte sich mit derselben Fahrtrichtung wie die übrigen Schiffe ans Ende der Linie, während das Admiralschiff die Spitze nahm. Die beiden Enden der Geschwaderlinie wurden jetzt also durch je eines der schweren Schiffe gebildet, die so die schwächeren zwischen sich ließen. Van Appen besah sich gedankenvoll diese Anordnung. „Recht hat der Admiral," nickte er. „Wenn es nachher los geht und du an deiner Kanone stehst, wirst du es auch einsehen, daß er recht hat, und daß sich die Engländer höllisch wundern werden. Komm mal her!"

Erich trat neben seinen Kapitän, der am Ruder saß und jetzt die gestern mitgenommene Karte der Coronelbucht aus der Tasche zog und seinen kleinen Kompaß zur Hand nahm.

„Sieh her," sagte er, „hier ist die Bucht. Hier liegen die Engländer. Und wenn sie heraus wollen, dann müssen sie hier zwischen dem Festland und der Insel Santa Maria hindurch, an der uns gestern die Barkasse aufgefischt hat. Aber sie können nur durch die südliche der Durchfahrten, die die Insel läßt; denn in der nördlichen ist für ihre großen Kasten das Fahrwasser nicht tief genug. Kommen sie nun aus dem Fuchsbau heraus, dann

müssen sie zunächst, ob sie wollen oder nicht, Kurs nach Südsüdwest halten. So! Nun sieh dir mal den Kompaß an, wie unser Geschwader eben liegt."

Erich sah auf die Rose und dann auf die mächtige Linie der qualmenden Schiffe. „Südsüdost!" sagte er.

„Na also, wenn wir uns mit ihnen treffen, dann zeigen die Engländer einen Augenblick mit der Spitze ihres Geschwaders auf unsere Breitseite, nicht wahr? Und für diesen Augenblick muß von den beiden Flotten ein lateinisches T gebildet werden, von dem wir der Querbalken oben und die Engländer der senkrechte Längsstrich unten sind. Die Briten nennen diese Schlachtentwickelung auch in ihrer Marine ‚das T in sich kreuzen', das ‚crossing in the T'. Falls wir sie gerade so erwischen, wenn sie herauskommen, dann, nun dann wirst du schon sehen, weswegen der Admiral seine Flotte so aufgestellt hat."

„Wie können wir denn aber wissen, wann die Engländer herauskommen?" fragte Erich erstaunt. „Werden sie am Ende nicht im Hafen liegen bleiben?"

„Im neutralen Hafen dürfen sie nicht länger als drei Tage bleiben, und wenn unser Geschwader richtig informiert ist, so läuft diese Frist heute abend ab. Dann müssen sie heraus aus ihrem Dachsbau; und wenn es ihnen nicht paßt, dann werden sie von den chilenischen Kreuzern, die hier in der Nähe im Hafen von Talcahuano liegen, herausgeräuchert."

Es wurde bei der weiten Entfernung Mittag, bis sie den Barbarossa erreicht hatten. Der Wind hatte so stark aufgefrischt, daß sie nur mit Mühe in der hohen Dünung vorwärts kamen. Als sie schließlich nach langen Manövern die Strickleiter in Lee hinankletterten, signalisierte der Scharnhorst „Langsam voraus". Hillgendorf meldete, daß das Schiff auf Befehl des Admirals klar zum Gefecht gemacht worden sei. So mußte auch Erich sofort auf seinen Posten bei der hinteren Backbordkanone eilen. Dort fand er die

Kameraden bereits neben dem Geschütz stehend. Auch Brinken, der Artilleriekommandant, ging schon auf und ab und sah ärgerlich, daß die groben Seen jetzt selbst über das Achterdeck zu spülen begannen, und daß seine Geschütze fast unter Wasser gingen. „Fische werden wir heute allenfalls schießen, aber keine Engländer!“ schalt er das Wetter, während er nach Osten spähte, wo jetzt die Küste auftauchte.

Aus der steifen Brise wurde in der nächsten Stunde ein Sturm, der die Artilleristen mit eiskalten Bottichgüssen überschüttete, so daß sie vor Frost erstarrt wären, wenn nicht die Erregung über die bevorstehende Schlacht alle anderen Empfindungen in den Hintergrund gedrängt hätte. Langsam nur näherte sich die Flotte der Küste; es war fünf Uhr geworden, und langsam begann das Licht zu sinken, als sie die Insel Santa Maria und die Einfahrt unterscheiden konnten, aus der der Feind kommen mußte.

„Die Kerls werden uns am Ende in der Dunkelheit entwischen,“ sagte Brinken, ärgerlich mit dem Fuße stampfend. Aber im selben Augenblick meldete der Ausguck auf dem Scharnhorst „Schiffe voraus“, und hoch flatterte sofort das Signal, das alle auf der Flotte wie ein elektrischer Funke traf. Von dem Achterdeck des Barbarossa aus war noch nichts zu sehen. Brinken wurde auf die Kommandobrücke zum Kapitän gerufen. Als er nach zehn Minuten, die den Artilleristen wie eine Ewigkeit vorkamen, wieder erschien, rief er ihnen schon von weitem die Höhenrichtung für die Geschütze entgegen. Nun konnten sie auch von ihrem Platze aus die feinen Rauchschleier erkennen, in denen die Briten herankamen. Drei Schiffe waren es, die die untergehende Sonne hell beschien, und die sich, obschon noch winzig klein, scharf gegen die böse, schwarze See abhoben. Nur wenig ragten die beiden ersten aus dem Wasser. Das dritte, offenbar ein armierter Handelsdampfer, bot schon jetzt ein herrliches Ziel.

Aber noch durfte kein Schuß fallen. Brinken bemerkte die

Spannung seiner Kanoniere, die fragend ihren Offizier anschauten, ob denn nun nicht endlich der Befehl zum Feuern käme. „Wer jetzt an Schießen denkt, Kerls, den lege ich nachher eigenhändig übers Rohr, verstanden? Die Sonne ist heute nämlich nicht neutral, sondern auf deutscher Seite, und gegen die Sonne können sie uns noch immer nicht ordentlich sehen." Er prüfte die Richtungen der Geschütze. Jetzt wies die Spitze der ebenfalls in Kiellinie fahrenden Briten, wie van Appen es vorausgesagt hatte, auf die Mitte der senkrecht zu ihnen liegenden deutschen Flotte. In diesem Augenblick rollte, von vorn und von rückwärts kommend, der Donner zweier gewaltiger Salven über die See. Erich kannte von Tsingtau her diesen Ton. Das war der eherne Mund der Einundzwanziger auf Scharnhorst und Gneisenau.

Hoch auf spritzten drüben die Wassergarben. Aber die Wirkung zu beobachten hatte niemand Zeit. Denn in diesem Augenblicke kommandierte auch Brinken Feuer und sechstausend Meter hinaus über die See nach dem heranbrausenden Feinde flogen die Zehnzentimetergranaten. Da kam es auch schon heulend von drüben heran. Hundert Meter nur vor dem Barbarossa, unmittelbar nebeneinander liegend, spritzten sechs Garben auf, mit ihren Wassersäulen das Schiff überschüttend. Und kaum hatte der Schall von drüben das deutsche Schiff erreicht, da pfiff es huiiiii über die Masten des Barbarossa hinweg, nahm den Großtop mit, warf ihn mit den wirren Drähten und Pardunen auf das Achterdeck gerade auf das Steuerbordgeschütz hinter Erich und klatschte dann mit neuen Wassergarben in die gewaltig arbeitende, brüllende See.

Ein Stöhnen hörten die Artilleristen vom Backbordgeschütz hinter sich: das von oben kommende Holz hatte dort einem Kameraden den Arm zerschmettert. Aber ruhig und mechanisch, Griff für Griff luden sie und klinkten den Verschluß der Kanone ein. Während Erich von neuem die Richtung gab, dachte er wohl daran, daß die Engländer jetzt mit ihren beiden Salven die Entfernung

genau ermittelt haben mußten, und daß die nächste Lage ihrer großen, schneller zu ladenden Geschütze den Barbarossa vielleicht in Splitter und Fetzen reißen würde.

Einen Augenblick war alles still. Hinter die Schutzschilde duckten sie sich, den neuen furchtbaren Schlag erwartend. Nur der Mann mit der Abzugleine stand ein wenig zurück, und die Erregung spielte ihm wohl stärker mit als den andern. „Ruhig," sagte Brinken, der ganz gemütlich auf und ab ging, „der Engländer tut euch nichts mehr." Die nächste Sekunde schon gab ihm recht. Denn jetzt donnerten wieder die großen Geschütze der beiden schweren Kreuzer mit ihren gewaltigen Stimmen über die See.

„Heraus aus euerm Versteck!" rief Brinken, „die großen Brüder helfen euch."

Als hätte eine Riesenfaust es beiseite geschoben, war dort das vorderste der britischen Schiffe, das Brinken ihnen als den „Monmouth" bezeichnete, von seiner Richtung abgebogen und die Breitseite bietend nach rechts abgefallen. Eine gewaltige Dampfwolke verhüllte diese Seite, und der Bug lag so tief, daß die Vordergeschütze ins Wasser tauchten. Nun verstand auch Erich die Gründe, die den Admiral zur Wahl dieser Stellung bestimmt hatten: während die englischen Schiffe, soweit sie noch in ihrer alten Richtung fuhren, nur die vorderen Geschütze feuern lassen konnten, brüllten jetzt die ganzen Breitseiten der senkrecht zu ihnen liegenden Deutschen. Denn auch die kleinen Kreuzer spielten jetzt zum Tanz auf, und konzentrisch von den beiden Enden der Linie flog auf die Briten ein Eisenhagel nieder.

Von der schwachen deutschen Mitte hatte das jetzt an der Spitze fahrende englische Schiff Glasgow längst ablassen müssen. Nur den beiden großen Kreuzern galt sein Feuer. Aber auch seine Schüsse waren gut gezielt. Denn gerade, als der Barbarossa dem Scharnhorst nahe lag, kam von dort ein furchtbarer Schlag, als hätte jemand eine riesige Eisenstange in einen Haufen von Glas-

scherben gestoßen. Dafür sauste den Briten jetzt Lage auf Lage zu, und plötzlich verstummte ihr Feuer ganz. Monmouth schwieg schon seit seinem Ausscheren aus der Reihe; aber auch Glasgow und der Hilfskreuzer schwenkten plötzlich in engem Bogen ab, als suchten sie dem Feuer zu entkommen.

In diesem Augenblick flog die ganze Breitseite des Barbarossa hinüber, und auf dem Hilfskreuzer war in Rauch und Flammen plötzlich der zweite Schornstein verschwunden. Dennoch behielten die Schiffe, die den hilflos daliegenden Kameraden im Stiche zu lassen schienen, ihre Fahrt.

Der brennende Monmouth war inzwischen vom Kampfplatz aus nach Norden abgetrieben. Auf ein Signal des deutschen Flaggschiffes preschte nun der Barbarossa, sich aus dem Geschwaderverband lösend, bis auf 1500 Meter an ihn heran. Schwer lag jetzt der Brite auf Backbord. Wenn die Dünung ihn hob, war dort ein Riß so groß wie ein Scheunentor zu sehen. Aber noch flatterte im Top der Unionjack*), und keine der Aufforderungen des Barbarossa holte sie nieder. So feige vorher Glasgow mit dem Hilfskreuzer die Flucht ergriffen, so standhaft blieb das arme Wrack unter dem deutschen Feuer, das dort noch immer niederfuhr. Deutlich konnte Erich sehen, wie an einem der Geschütze da drüben vor den zerschossenen Aufbauten die englischen Kanoniere standen und Schuß um Schuß feuerten, weil die schwere Schlagseite**), mit der das Schiff überlag, ein Richten längst nicht mehr erlaubte. Dann kam Bewegung in die tote, in Feuer und Dampfwolken gehüllte Eisenmasse, auf die jetzt die Sonne ihre letzten Strahlen warf. Schneller und schneller legte sich der Engländer

*) Unionjack ist das volkstümliche englische Wort für die britische Kriegsflagge.

**) Von Schlagseite spricht man, wenn ein Schiff durch ungleichmäßige Belastung oder durch eingedrungenes Wasser nach einer Seite überliegt.

über und warf sich dann mit einem raschen Ruck vollends herum, den roten Bauch im Kentern nach oben drehend. Einen Augenblick surrte noch die eine der beiden Schrauben und hüllte das Heck in weißen Gischt. Dann warf sich brüllend die See über das Schiff und spülte ein paar schwarze Gestalten, die sich an den Rumpf klammern wollten, fort. Schließlch versank schnell alles wie ein schauriger Spuk.

Auf Halbmast senkte sich die Flagge des Barbarossa, und dumpfer Trommelwirbel grüßte zum letztenmal den tapfer sterbenden Feind. Der Engländer da mochte tückisch und hart gewesen sein, der Krieg in Europa mochte so grausam wie möglich toben, vor der großen Majestät des Todes wird den Seemann immer etwas einen, und dem tapferen Feind, der mit blanker Waffe focht, wird er die letzte Ehre nie weigern.

„Könnt ihr denn nicht ein einziges Boot zu Wasser bringen?" hörte Brinken Hillgendorf, der aufs Achterdeck gekommen war, fragen. Aber der erste Offizier schüttelte den Kopf: „Sehen Sie sich doch die See dort an. Wir bekommen nichts zu Wasser."

Plötzlich schien er auf irgend etwas am Horizont aufmerksam zu werden; denn er hob das Glas und sah gespannt nach Norden. Ein paar Striche nach Westen zu verfolgten die leichten Kreuzer eben die geflohene Glasgow und den Hilfsdampfer. Aber rechts davon war jetzt ein neues großes Schiff erschienen, das sich um diese Verfolgung durchaus nicht kümmerte und geradewegs auf den Barbarossa zuzueilen schien. Der hatte kaum Fahrt, und so wuchs der neue Brite rasend rasch aus der See. Auch Brinken betrachtete ihn jetzt aufmerksam. „Zum Teufel, ich erkenne den Kasten mit seinem geschweiften Vordersteven und den niedrigen Aufbauten. Das ist die Good Hope, ich habe sie in anderen Strichen mehr als einmal gesehen."

Weit größer war das Schiff, als die anderen beiden britischen Kreuzer. Mächtig durch die See sich arbeitend, das Vorderdeck

bis zu den Panzertürmen vom Gischt bespült, in einen weißen, von der untergehenden Sonne bestrahlten Schaummantel gehüllt, so brauste es heran, bei dem schweren Wetter ein prachtvoller Anblick.

Die Lage des kleinen Barbarossa war einen Augenblick kritisch. Offenbar wollte der furchtbare Feind mühelos zuerst das von der übrigen Flotte getrennte schwächste Schiff vernichten. So schnell, wie er es bei der geringen Fahrt des Schiffes tun konnte, schwenkte van Appen in engem Bogen ein, so daß der deutsche Kreuzer jetzt dem Feinde wenigstens nicht die Breitseite bot. Es war höchste Zeit gewesen. Denn in diesem Augenblick fegten die Geschosse aus den Buggeschützen des Feindes über die Stelle hinweg, auf der der Barbarossa eben noch gelegen hatte. Alles wartete auf eine zweite Lage. Da brauste es von hinten heran. Der Scharnhorst, der mit dem Gneisenau auf der Stelle des ersten Kampfes liegen geblieben war, hatte die Not des kleinen Gefährten bemerkt, und mit seiner ganzen, die des Briten noch überbietenden Maschinenkraft kam er jetzt heran. Vorsichtig, die Vergeudung der kostbaren großen Munition vermeidend, tasteten sich zuerst seine leichten Geschütze auf die richtige Entfernung an den Feind.

An dem rächte sich jetzt ein Fehler seines Baues, der nur auf eine möglichst geringe Zielfläche eingestellt und demgemäß für das schwere Wetter allzu niedrig war.

Die Good Hope konnte ihre auf dem Hauptdeck stehenden schweren Geschütze der hohen Dünung wegen nicht benützen. Die leichte Artillerie aber glitt von dem Panzer des Scharnhorst ab, als sei es ein gelinder Juniregen. Als dann die erste schwere Salve von dem deutschen Schiff hinüberdröhnte, schien einen Augenblick der Feind wie gehemmt in seiner sausenden Fahrt. Ein furchtbares Krachen kam von drüben. Als der Brite aus dem Qualm der krepierenden Geschosse auftauchte, lag sein vorderer Signalmast über dem Bugturm, dessen eines Geschütz, offenbar aus der Lafette geworfen, in der Bewegung des Schiffes hin und

her schlug. Da aber, wo zwischen den beiden dicken kurzen Schornsteinen der gepanzerte Stand des Kommandanten gewesen sein mochte, war jetzt durch das Glas nur noch ein entsetzlicher Wirrwarr von verbogenem Eisen zu sehen, durch das schwarzer Rauch schlug. Die Good Hope feuerte nicht mehr. Aber ihre Maschine war offenbar noch unverletzt. So schwenkte sie in dieselbe Richtung ein, in der die beiden noch übrigen Schiffe verschwunden waren.

Sofort war nicht nur der Scharnhorst, sondern auch der Barbarossa hinter ihr her. Erichs Kanone mußte jetzt, wo nun während der Verfolgung nur die Buggeschütze sprechen konnten, feiern. Aber von seinem Platz aus sah er, wie plötzlich ein riesiger Flammenschein das feindliche Schiff einhüllte. Sofort schwieg das deutsche Feuer. In der fast unheimlichen Stille, die dem Riesenlärm folgte, sahen die deutschen Seeleute der fliehenden Riesenfackel nach, die schaurig durch die schnell hereingebrochene Nacht leuchtete. Eine Seemeile nur mochte der Radius messen, mit dem der Hilfskreuzer das nun bewegungslose brennende Wrack umkreiste.

„Wahrhaftig!" sagte Brinken zu dem Kapitän, der jetzt auch auf das Achterdeck gekommen war, „wie haben diese Engländer sich einmal mit der Good Hope gebrüstet! Neben dem brennenden Kasten da habe ich vor zehn Jahren in Kapstadt unten mit unseren Kreuzern gelegen. Der war damals nagelneu und wurde wie ein Wunderwerk begafft. Und die Offiziere von drüben sollen damals unsere Schiffe ein deutsches Spielzeug genannt haben. Verflucht noch einmal! Das Spielzeug hat ihnen nun gut aufgespielt!"

Ein mächtiger Knall kam von drüben und gleich darauf noch einer und ein fürchterliches Zischen, das selbst das Brausen des Sturmes übertönte. Wohl vier Schiffslängen hoch loderten drüben jetzt die Flammen auf. Dann war plötzlich unter neuem Krachen alles erloschen.

Ernst, fast finster und nicht wie der Führer eines auch an seinem Teile siegreichen Schiffes schaute Kapitän van Appen drein,

als der Brite drüben versank. Dann trat Brinken zu ihm und machte eine Meldung. Erich konnte hören, daß er über den Munitionsverbrauch berichtete. Deutlich sah er, wie eine tiefe Falte über des Kapitäns Stirn ging. Dann war es ihm, als habe er eben die Worte: „Zehn Schuß nur für jedes Geschütz" gehört. Er erschrak. Wie jeder an Bord, wußte er wohl, daß die Munitionsvorräte nun nicht mehr ergänzt werden konnten. Aber zehn Schuß nur für jedes Geschütz? Stand es so schlimm um die siegreiche deutsche Flotte? Er dachte an die furchtbaren Bilder, die er heute gesehen, und an das friedliche, freundliche Land von gestern, das so der fernen Heimat geglichen hatte. Ob wohl, wenn der letzte Kampf dieses von Deutschland abgeschnittenen Geschwaders anbräche, diese Flut, die da zu seinen Füßen raste, auch ihn zu sich hinabziehen würde? —

Er sann in die Nacht hinaus, wo eben noch tausend Engländern die Totenfackeln geleuchtet hatten. Da fühlte er eine derbe Tatze auf seiner Schulter. „Jung! Siehst aus wie drei Tage Regenwetter," sagte der Kapitän, und seine Stimme klang wieder so hell und so froh wie wohl sonst. „Was ist denn los?" fuhr er fort. „Was? Sag mal, hast du am Ende eben gelauscht?"

Erich schwieg zuerst verlegen. „Gelauscht habe ich nicht," antwortete er dann und sah dem Kapitän fest ins Gesicht. „Gut," sagte der ernst, „wenn dir eben etwas zu Ohren gekommen ist, dann weißt du wohl, was du zu tun hast, nämlich den Mund zu halten. Verstanden?"

„Zu Befehl," antwortete Erich.

„Und das sage ich dir," fügte der Kapitän hinzu, „wenn wir mal wirklich nicht weiter schießen können . . . dann kaufen wir in Valparaiso faule Äpfel und werfen damit nach den Engländern."

Und er lachte so froh, als habe ihn nie eine Sorge gedrückt. Jetzt trat der Telegraphist zu ihm. Eben war ein an die untergegangene Good Hope gerichteter Ruf der Glasgow aufgefangen

worden. „Sehr schön," sagte der Kapitän, „teilen Sie den Engländern höflichst mit, daß die Good Hope zu den Fischen gefahren ist, daß wir ihnen aber gern helfen, wenn sie Hilfe brauchen und wir ihnen helfen können."

Kein Lärm, kein Siegesjubel herrschte auf den deutschen Schiffen. Der Barbarossa blieb, wie alle anderen Fahrzeuge der Flotte, klar zum Gefecht. Er hatte den Auftrag, sich den anderen leichten Kreuzern anzuschließen und die Glasgow mit ihrem Begleiter während der Nacht aufzuspüren. So dampften sie denn nordwärts ins Dunkel hinaus. Erich durfte von acht Uhr bis zur Mitternacht ruhen. Als er wieder an Deck kam, raste der Sturm noch in unverminderter Stärke, und frierend suchten die Artilleristen hinter den Schilden Schutz. Ab und zu blitzten in weiter Ferne die Lichter des Nachbarschiffes auf, und dann und wann ließ auch der eine oder der andere der Kreuzer seinen Scheinwerfer spielen. Aber die Briten blieben verschwunden. Der alte Klaus räumte mit dem Zimmermann die heruntergeschossene Takelage fort. Ab und zu duckte er sich hinter die Kanonen, um sich die Hände durch Reiben ein wenig zu erwärmen. Alles drückte sich fröstelnd aneinander. Auf dem Hinterdeck ging Brinkens schlanke Gestalt lautlos auf und ab. Sonst war alles still, als würde der Barbarossa von unsichtbaren Händen gelenkt.

Da kam plötzlich ein lautes Rufen von der Back, und gleich darauf lohte der Scheinwerfer am Fockmast auf und bahnte sich messerscharf seinen Weg durch die heulende schwarze Nacht. „Schiff voraus!" klang es jetzt angstvoll noch einmal von der Back. Sofort standen sie an den Geschützen. Links von dem Bug, wo jetzt der Lichtschein über die kochende See fuhr, tauchte es auf: etwas Graues, Unbestimmbares. Sofort wurde es Erich klar, daß es nicht der gesuchte Feind war. So stieg er, während das Schiff wie ein scheu gewordenes Pferd unter dem Drucke seines Steuerruders zur Seite sprang, auf den Kasten des Notruders, der un=

mittelbar hinter ihm lag. Da — wieder fuhr der Scheinwerfer über die Stelle, und jetzt sah Erich, für einen Augenblick nur, das kaum aus dem Wasser ragende Deck eines Schiffes, dem die Masten fehlten. Nur der zerstörte Deckaufbau ließ auf einen ehemaligen Dampfer schließen. Was aber das seltsamste war: es schien fast, als tauche das Schiff aus dem Wasser auf und käme an seine Oberfläche. Denn während es vorher, im Wellentale liegend, kaum aus der See hervorragte, lag es jetzt hoch auf dem Gipfel der nächsten Welle, ließ mächtige Ströme Wasser von dem morschen Deck durch die klaffenden Lücken der verbogenen und zerrissenen Schanze strömen und zeigte für eine Sekunde die Wand, an der unter dem dicken, grünen Algen- und Tangmantel nichts von der ursprünglichen Farbe mehr zu erkennen war. Das alles war Erich nur für einen kurzen Augenblick sichtbar gewesen. Denn der Barbarossa hatte volle Fahrt, und wenn auch sofort das Licht des Scheinwerfers im Kielwasser nach dem treibenden Wrack suchte, der tolle Meeresspuk blieb verschwunden.

Ein unerklärliches Grauen hatte Erich gefaßt. Er wußte natürlich, daß es ein treibendes, wohl schon vor langen Jahren von der Mannschaft verlassenes Wrack gewesen war, und daß die schwere See das Hinauftauchen des tiefliegenden, vielleicht nur auf der Ladung schwimmenden Schiffskörpers vorgetäuscht hatte. Aber er wußte auch, daß zehn Meter weiter nach links im Kurs dies das Auflaufen und den Untergang des Barbarossa bedeutet hätte. Wie ein Leichnam war ihm das treibende Wrack vorgekommen.

Dunkel lag nun wieder das Schiff da, und enger schmiegten sich die Kameraden aneinander. Einen Augenblick mußte Erich an den Mecklenburger denken, der auf diesem nämlichen Achterdeck, auf dem sie hier von ihrem heißen Kampf ruhten, seinen Tod vorausgesehen hatte. Mit leiser Stimme begann dann der alte Klaus vom fliegenden Holländer zu erzählen, den er natürlich selbst schon einmal gesehen haben wollte. Und selbstverständlich wurde

auch das eben gesichtete Dampferwrack zum Gespensterschiff. Er plauderte und plauderte, und alles lauschte und drängte sich dicht zusammen, als könnte der Holländer in eigener Person an Deck kommen.

Er kam auch. Unbemerkt war nämlich hinter dem schwatzenden Bootsmann eine dunkle, hohe Gestalt aufgetaucht und hörte eine kleine Weile zu. Dann aber entlud sich ein ganz und gar nicht gespenstisches Donnerwetter aus Brinkens Munde auf den Alten. Er solle nicht den Jungens solche Dummheiten in den Kopf setzen, hieß es. Der „olle Ewer" da hinter ihnen hätte vielleicht einmal Schweine gefahren, aber keine Gespenster. Und der Holländer fahre am Kap der guten Hoffnung und sei noch immer nicht vom Segeln zum Dampf übergegangen.

Alles lachte, so laut man in dieser Nacht der Verfolgung lachen durfte. Und der Alte zog sich brummend zurück.

▽

Achtes Kapitel.

Das Ende bei den Falklandinseln.

In Valparaiso vor Anker. — Vor den Engländern auf der Flucht. — Der Untergang des deutschen Geschwaders in der Schlacht bei den Falklandinseln. — Stolz weht die Flagge schwarz-weiß-rot.

Vergeblich hatte in dieser Nacht das deutsche Geschwader nach der Glasgow und dem anderen Schiff gesucht. Auch die Fischerflottille, die man antraf, wollte nichts gesehen haben. Die Engländer waren wie in Luft zerflossen. Alles an Bord war von ihrem Untergang überzeugt. Nur Kapitän van Appen, der von der Brücke die Beschießung ganz besonders gut beobachtet hatte, wollte nichts davon wissen und behauptete, das Schiff sei unter allen Umständen manövrierfähig geblieben.

Am Morgen nach der unheimlichen Nacht, die auf die Schlacht gefolgt war, hatte der Admiral seine Schiffe wieder vereinigt. Nur die leichten Kreuzer mit Ausnahme des Barbarossa liefen zum Kohlen Coronel an, und van Appen hatte zu seiner Freude dem braven Förster von Lota sein Eigentum mit herzlichem Dank wieder zustellen lassen können. Der Barbarossa nahm mit den übrigen Schiffen Volldampf nach Norden auf. Bald wurde die See wieder still und sanft.

Am frühen Morgen des nächsten Tages schwenkten die Schiffe in die Bucht von Valparaiso ein, um ihre Vorräte, so gut es ging, zu ergänzen. Vorher schon war die Flotte mit den drahtlosen Anfragen und Glückwünschen von allerlei Landstationen des chilenischen Kontinents überschüttet worden. Und obwohl der Morgen erst graute, als sie in der Bucht von Valparaiso vor Anker gingen, wimmelten doch die Kais voller schwarzer, dichter Menschenmassen. Brausende Hochrufe schollen zu den Schiffen herüber. Dann ging über dem gewaltigen Amphitheater, das die Bucht von Valparaiso bildet, die Sonne auf und rötete die sie umgebenden kahlen Felshöhen. Der Hafen war voller großer Schiffe, die der Krieg hier festgehalten hatte: da waren deutsche Kosmosdampfer und die gewaltigen modernen Viermastbarken der Bremer Laeiszreederei, die zur Salpeterküste Chiles gewollt hatten und nun untätig den Krieg abwarten mußten. Dicht neben dem Barbarossa benützte wie zum Hohn ein großer englischer Postdampfer die unfreiwillige Muße zur Ausbesserung an seinen Schrauben.

Nur vierundzwanzig Stunden durften die deutschen Schiffe wegen der chilenischen Neutralität hier bleiben. So regelte ein strenger Befehl den Verkehr mit dem Lande. Und sofort begannen die Arbeiten an Bord. Einer der großen untätig liegenden deutschen Dampfer kam neben den Barbarossa, andere legten sich neben die großen Kreuzer, um Hilfe zu leisten. Aus den Bunkern der Kauffahrer ergänzten die Kriegsschiffe ihre Kohlenvorräte. Das

letzte verfügbare Plätzchen wurde dafür ausgenützt. Das Zwischendeck und sogar die zweiten Kajüten füllten sich. Es war die letzte Gelegenheit, Kohlen zu nehmen. Denn wenn der Admiral wirklich, wie es an Bord hieß, sich nach Europa durchschlagen wollte, so konnte er erst auf den Inseln des Kap Verde von neuem kohlen.

Um neun Uhr, als die Arbeiten in vollem Gange waren, wurde auf dem Barbarossa das Kapitänsgig zu Wasser gebracht. Van Appen war, wie die anderen Kommandanten, für kurze Zeit vom Admiral an Land befohlen worden. Erich begleitete ihn auf seinen Wunsch. Leuchtend schien jetzt die Sonne auf die bunte Stadt, deren ganzes Leben nach dem Hafen geflutet war. Als die Boote der deutschen Schiffe an der Holztreppe des Hafens festgemacht hatten, sah Erich dort oben die deutsche Gesellschaft auf die Sieger warten. Von der ganzen Chileküste, aus den unzähligen kleinen Häfen waren sie herbeigeströmt, den Sieg des Vaterlandes zu feiern. Auch die spanische Bevölkerung nahm teil an der deutschen Freude, vom braunen, mit bunten Lumpen behangenen Hafenpöbel bis zu den eleganten, in die schwarzseidene Mantilla gekleideten Damen der Stadt. Neben nordamerikanischen Journalisten, die schon seit Wochen an der Westküste weilten, um den längst erwarteten Zusammenstoß der feindlichen Flotten zu beobachten und ihren Blättern in Neuyork zu schildern, standen chilenische Offiziere, auf ein Haar wie deutsche uniformiert. Und allen, sie mochten der deutschen Sache vielleicht nicht einmal so günstig gesonnen sein, merkte man die Bewunderung an, mit der sie sich vor der glänzend geleiteten Fahrt der heimatlosen Flotte und vor ihrem prächtigen Siege neigten.

Als der Admiral erschien, begrüßte ihn endloser Jubel. Elastisch sprang die schlanke Gestalt die steilen Stufen der Molentreppe in die Höhe, und deutlich konnte Erich sehen, wie er nach allen Seiten freundlich grüßte. Das war heute nicht der ernste, ehrfurchtgebietende Mann, der sie vor zwei Tagen auf seinem Flaggschiff

empfangen hatte. Das war heute trotz der grauenden Haare der siegreiche Held, der mit seinem fröhlichen Lachen die Herzen der Fremden ringsum gewann, von dem der Glanz der Jugend ausging wie von der warmen Sonne oben, die auf den hellen Ordenssternen seiner Uniform blitzte, und die nach neuer Heerfahrt strahlend und neuen Sieg verheißend über den heimatfernen Deutschen schien. Längst vergessen waren für den jungen Unteroffizier im wartenden Boot die trüben Gedanken, mit denen er vor der Schlacht das Zimmer des Admirals verlassen hatte. So schnell, wie damals seinem jungen Herzen die Sorge um die deutsche Sache gekommen war, so erfüllte ihn jetzt die feste Zuversicht, daß den fröhlichen Mann dort der Sieg und das Glück nicht verlassen würden. Ein paar knappe Worte noch hörte er ihn sprechen von dem tapferen Feind, den er überwunden hatte, und dem Sieg, auf den er ferner hoffte. Dann klang, nicht nur aus deutschem Munde, das Hoch auf den Kaiser über die tiefblaue, fremde Bucht.

Es blieb keine Zeit, Siegesfeste zu feiern; wenige Minuten später schon stießen die Boote ab. Kapitän van Appen fuhr zunächst auf den Scharnhorst zu, um eine dienstliche Angelegenheit zu erledigen. Als Erich, der im Boote geblieben war, hinaufschaute, sah er, wie dort spanische Werftarbeiter in voller Tätigkeit auf der Kuppel des einen Panzerturmes hantierten. Feilen kreischten und schwere Winden arbeiteten. Und nun entsann er sich des gewaltigen Krachens, mit dem in der Schlacht der eine Treffer auf dem Flaggschiff eingeschlagen war. Es war eine mächtige, wohl einen Meter hohe Granate, die, ohne zu krepieren, die Kuppel durchbohrt hatte und in der Hälfte ihrer Länge stecken geblieben war. Sonst aber war nicht eine Panzerplatte des Schiffes beschädigt, und von den auf der Back stehenden Leuten hörte er, daß dieser unschädlich gebliebene Treffer und der herabgeschossene Top des Barbarossa die einzigen Schäden gewesen seien, die die englischen Schiffe dem deutschen Geschwader hatten zufügen können.

Frohgemut kehrten sie an Bord zurück. Dumpfe Gerüchte waren inzwischen von den Kohlenarbeitern dort verbreitet worden: daß ein zweites, größeres englisches Geschwader der neuesten, modernsten Kreuzer sich in Peru gesammelt und die Verfolgung der Deutschen aufgenommen habe, um den Untergang der Kameraden zu rächen. Aber niemand ließ sich das Herz davon beschweren, und alles war voll froher Hoffnung.

* * *

Als am Abend desselben Tages die Schiffe ausfuhren und ihre Kanonen donnernd die chilenischen Batterien am Ausgang des Hafens grüßten, war niemand an Bord, der nicht fest darauf gebaut hätte, daß die nächsten Schüsse aus diesen Rohren einen neuen Feind zerschmettern würden. Südwärts eilte das Geschwader in rascher Fahrt. Die Kunde, daß der Feind, zu ungeheuerer Übermacht gesammelt, ihm folgte und mit der überlegenen Maschinenkraft seiner besseren Schiffe die fünfhundert Seemeilen Vorsprung der deutschen Flotte einzuholen suchte, das alles bestätigte sich bald. Es waren die Namen der allerneuesten englischen Kreuzer, von denen man jetzt hörte, und ihre Zahl übertraf die der Deutschen zudem fast um das Doppelte.

„Die Herrschaften tun uns zu viel Ehre an," lachte Kapitän van Appen grimmig, als er das alles erfuhr. Er wußte wohl, daß jetzt die Jagd um Tod und Leben beginnen würde, und so hielt er sein Schiff mit eiserner Strenge in Ordnung. Mühseliger denn je war der Dienst, denn die Schiffe fuhren nun wieder getrennt und mußten immerwährend auf der Hut sein. Besonders an das Maschinenpersonal wurden die höchsten Anforderungen gestellt, weil der an sich nicht so rasch laufende Barbarossa die Fahrt der ganzen Flotte nicht hemmen durfte. So strich der Kapitän täglich durch sein immer gefechtbereites Schiff, und die Deckwache war ebenso wenig sicher vor ihm wie die Artilleristen an ihren Kanonen.

Längst hatte das Geschwader die südlichsten, an das Eismeer grenzenden Breiten des Stillen Ozeans erreicht und näherte sich nun dem Magelhaesarchipel. Die Länder dort unten gehören nicht zu den glücklichen, den lichtvollen unserer Erde. Wohl liegen sie noch unter Breitengraden, unter denen wir besser von der Natur versorgten, vom Golfstrome ständig versehenen Europäer noch reichlich säen und ernten und uns an warmen Sommern erfreuen können. Um den Südpol aber lagern gewaltigere Eismassen als im Norden, und ihr Hauch verkümmert das Leben in weiterem Umfange als bei uns. Eiskalt, von Nebeln verhüllt oder von Regen- und Hagelböen aufgewühlt ist dort das Wasser der beiden zusammenstoßenden Ozeane. Gletscher bedecken die Gipfel der Berge, und die Erde ist ein kalter, sumpfiger Torfboden, den immergrüne, regenschwere Wälder bedecken. Das jämmerlichste Volk, das das Menschengeschlecht hervorgebracht hat, haust dort unten: der Feuerländer, der in dem entsetzlichen, naßkalten Klima nicht einmal gelernt hat, sich ein notdürftiges Kleid zu schaffen, der Feuerländer, dessen Sprache nicht fünfhundert Worte umfaßt, der sein tierähnliches Leben von Vogeleiern und dem fauligen Speck angetriebener Kadaver von Walfischen fristet. Wer jene Gegenden kennt, hat sich nie des Gefühles erwehren können, daß hier das Ende der Welt ist. Fürwahr, es ist ein trauriger Winkel unserer Erde, in dem sich das Schicksal der Flotte erfüllen sollte . . . .

An jener Insel, die vor hundert Jahren etwa von Charles Darwin zuerst betreten worden ist, und die heute als Insel der Verlassenheit (Desolation-Island) in den Karten verzeichnet ist, lag an einem düsteren Novembermorgen die verfolgte Flotte und wartete die ihr günstige Phase jener Strömung*) ab, die sie durch die ge-

*) Diese Strömung, die durch den Wechsel von Ebbe und Flut im Stillen und Atlantischen Ozean hervorgerufen wird, erreicht bis zu zehn Seemeilen Stundengeschwindigkeit. Sie erschwert die Navigation der Schiffe in dem klippenreichen Fahrwasser auf das äußerste, und man wartet meist die Stromphase ab, die in der Fahrtrichtung liegt.

fährliche Magelhaesstraße tragen sollte. Und an eben dieser Stelle erreichte der schnellste der kleinen Kreuzer, der die Fahrt der Flotte im Rücken sicherte und demgemäß zurückgeblieben war, mit überangestrengten Maschinen den Haupttrupp. Er hatte den Feind gesichtet und sich nur in schnellster Fahrt einem aussichtslosen Kampf entziehen können. Nun galt es, die Briten über den Verbleib der deutschen Flotte zu täuschen.

Wer durch die Magelhaesstraße will, muß an der Stadt Punta Arenas vorüber, der einzigen Siedlung europäischer Zivilisation in jenen Breiten. Unbemerkt aber wollte der deutsche Admiral ins Ungewisse verschwinden und den Feind veranlassen, sich auf der Suche in der Straße selbst und auf dem zweiten Weg zum Atlantic, dem um das Kap Horn, zu teilen. So wählte das Geschwader die ungewöhnlichere der Straßen, die um das Kap, auf der sonst nur Segler anzutreffen sind. Mit besonderem Auftrage wurde der Barbarossa zurückgelassen. Er sollte sich in einer Bucht verstecken, von Land aus beobachten, auf welchem Weg der Feind folgen würde, und in ständiger drahtloser Verbindung mit dem Haupttrupp der Flotte bleiben. Da das Schiff dann durch die Magelhaesstraße in den Atlantic gehen sollte, mithin den viel kürzeren Weg zurückzulegen hatte, mußte sich der Unterschied in den Geschwindigkeiten ausgleichen lassen. Die Ostseite der britischen Falklandinseln, deren Funkenstation zerstört werden sollte, wurde als Stelldichein verabredet. Diesen Befehl gab der Admiral dem Kapitän van Appen persönlich im geheimen an Bord des Scharnhorst; dann ließ er Volldampf aufnehmen und war bald im Süden verschwunden. Einsam und verlassen blieb der Barbarossa zurück.

Ein Morgen, noch trostloser und grauer als die Morgen dort unten gemeinhin schon sind, dämmerte heran. Das Schiff lag gut verborgen an der Nordspitze der Insel. Weder von der See noch von der Straße aus konnte es entdeckt werden. Die Kessel blieben, weil jeden Augenblick der Feind in Sicht kommen konnte, unter

Dampf. Unwegsame, senkrecht abfallende Felswände schlossen die Bucht ein. So konnte der Zugang zu der Höhe, die der Kapitän als Beobachtungspunkt ausgesucht hatte, nur mit dem Boote erreicht werden. Weil man trotz des ruhigen Wetters mit schwerer See schon für die nächsten Stunden rechnen mußte, wurde der größte Kutter zu Wasser gebracht und mit Proviant versehen. Hillgendorf führte, weil der Kapitän für alle Fälle wegen der Nähe des Feindes an Bord bleiben wollte, die Expedition, der Erich sich anschloß. Schwierig war die Fahrt durch den nebligen Morgen; denn die Ufer jener Inselgewirre, die auf der Karte von punktierten Linien umgeben werden, sind ebensowenig vermessen wie das Fahrwasser selbst; und die meisten der Eilande sind nie von eines Europäers Fuß betreten worden. Erst nach mannigfachen Irrfahrten gelangte der Kutter an Land. Unendliche Scharen von Vögeln flogen kreischend auf, als der Kiel im Sande knirschte. In der Nähe lagen die Reste eines mächtigen angetriebenen Walfisches, an dem sie seit Monaten zehren mochten. Auch war ein gangbarer Pfad zur Höhe der Insel nicht zu finden. So blieb die Besatzung bei dem Kutter, während Erich und Hillgendorf sich auf die Suche nach einer günstigeren Stelle auf den Weg machten.

Schweigend schritten sie auf dem schmalen Vorstrand, den die See ließ, entlang. Oft mußten sie, um sich vor den aufspritzenden Wellen zu bergen, sich dicht an die Felswand drücken und besonders schmale Stellen von Stein zu Stein springend überwinden. Wohl zwei Seemeilen waren sie vom Barbarossa entfernt, der längst hinter ihnen im Nebel verschwunden war. Dann traten an Stelle der schwarzen Basaltfelsen sanftere Hänge, deren feuchten Boden dichtes Gestrüpp bedeckte. Der Vorstrand weitete sich zu einer breiten Sandfläche. Hillgendorf, der heute ganz besonders wortkarg war, schien die Stelle zum Aufstieg recht zu sein. Sie gingen noch etwa hundert Meter weiter und schritten dann über den Vorstrand dem Hange zu. Aber plötzlich blieb der vorangehende Offizier

stehen und wies stumm in den Nebel vor sich. Erich stand starr vor Staunen, als er ebenfalls dorthin blickte: keine fünfzig Schritt vor ihnen war aus dem brauenden Grau die riesige Silhouette eines großen Schiffes aufgetaucht. Auf die Seite geneigt, das schrägstehende Deck den beiden einsamen Wanderern zugekehrt, lag es auf dem Sande, wohl dreißig Meter von der See entfernt. Einzelheiten waren noch nicht zu unterscheiden. Nur die vier Masten ragten in die Luft, alle von den Marsen an abgeknickt, aber noch mit den Rahen und den wirren Resten einer Takelung versehen.

„Kommen Sie!" sagte Hillgendorf kurz, und sein Gesicht erschien noch finsterer und verschlossener, als es schon den ganzen trübseligen Morgen über gewesen war. In wenigen Sekunden standen sie vor dem Wrack. Es war ein großer eiserner Segler neuerer Bauart, dessen Wrack da vor ihnen lag. Zuerst schritt Hillgendorf nach dem Bug, um dort den Namen des Schiffes zu suchen. Aber der war unter den dicken Schichten jenes grünen Belages, den das Seewasser bei langer Einwirkung auf Metallen hinterläßt, längst verschwunden. Der ganze Rumpf, die eisernen Masten, alles schimmerte in dem nämlichen Giftgrün. Eine Drahtpardune hing über Deck, und Hillgendorf wollte sich an ihr in die Höhe ziehen. Aber sie zerfiel wie Zunder unter seinem Griff. Einen Felsblock wälzten die beiden heran und schwangen sich von ihm aus auf die tief liegende Backbordseite des Deckes.

Wüst sah es dort oben aus. Die Teakholzplanken waren geborsten und vermodert, die von oben gekommenen Bramstengen und Rahen bildeten mit ihrer Takelung ein dichtes Wirrsal, durch das die beiden sich nur mit Mühe hindurcharbeiten konnten. Keiner von ihnen sprach ein Wort; beide fühlten sie die Schauer des Gewesenen und Vergangenen, die von dem toten Schiff ausgingen. Vorbei an der festverschlossenen Achterluke gingen sie zu dem Hinterdeck, und Erich, der voranschritt, blieb plötzlich starr vor Entsetzen

stehen. Dort am Ruderrad, unter einem Haufen von vermoderten Tauen schimmerte ihnen etwas Furchtbares entgegen: der kahle, gebleichte Schädel eines Toten, dessen Körper in dem unentwirrbaren Durcheinander von Trümmern und Lumpen nicht zu sehen war. Kopfschüttelnd betrachtete Hillgendorf eine Weile das grausige Bild. Dann wandte er sich mit Erich nach vorn zur Back. Aber sie kamen nur bis zu der zertrümmerten Tür des Mannschaftlogis. Denn dort innen, in dem engen Raum war sie zu sehen, die Besatzung dieses Totenschiffes. In den Stätten der ehemaligen Kojen lagen einige, auf dem verfaulten Boden des Logis die übrigen, von irgend einer furchtbaren Gewalt oder in einem letzten, verzweifelten Kampf vielleicht aneinander gedrängt. Gott mochte wissen, was Fürchterliches hier an Bord geschehen war, denn achtzehn Skelette zählten die beiden Barbarossaleute allein hier im Vorschiff.

„Kommen Sie noch einmal nach hinten in die Kapitänswohnung," sagte Hillgendorf; „möglich daß wir dort irgend etwas Schriftliches vorfinden. Wir sollten ja wohl eigentlich gleich auf unseren Posten," fügte er gedankenvoll hinzu, „aber zwanzig tote Menschen! Gott weiß, das ist Grund genug, sich auch im Krieg darum zu kümmern."

Die Kajüte war leer. Schimmel bedeckte die Wände, den Tisch, das Lager des einstigen Bewohners. Nur ein armseliges Bild an der Wand, längst aus seinem verquollenen Rahmen gelöst, war noch als ein Frauenporträt zu erkennen. Ob die wohl noch immer auf den harrte, der hier am Ende der Welt den ewigen Schlaf schlief?

Nach kurzem Suchen fand Hillgendorf das verquollene Tagebuch des Schiffes auf dem Bett unter den Lumpen. Es war voller Feuchtigkeit, und die Buchstaben waren stellenweise ganz ausgelöscht. Aber er konnte doch noch feststellen, daß die britische Bark Amphitrite, mit Stückgütern an Bord, im Juli 1892 von Leith nach der südamerikanischen Westküste bestimmt, bei der Umsegelung des Kaps

monatelang von schwerem Wetter aufgehalten und abgetrieben war und schließlich Mangel an Lebensmitteln gelitten hatte. Weiter gingen die Aufzeichnungen nicht. „Verhungert!“ sagte Hillgendorf. „Elend und jämmerlich verhungert! Und weiß Gott, unter was für Qualen. Jetzt fällt es mir übrigens ein: die Amphitrite ist in dem Verzeichnis treibender Wracks aufgeführt, das jährlich vom Seeamt herausgegeben wird. Ich weiß, daß man sie mehreremal schon vor Jahren hat treiben sehen, ohne daß sie auf Zuruf antwortete, und ohne daß man sich bei dem schweren Wetter ihr hat nähern können. Und dann ist sie also schließlich mit ihren Toten an Bord von einem Sturm hier zur letzten Ruhe auf den Sand gesetzt worden.“

Er nahm seine Mütze vom Haupt und wandte sich ab. Auch Erich sprach, wie jeder deutsche Seemann, ein kurzes Gebet für die armen Kameraden, die hier in der Vergessenheit ruhten. „Nehmen wir das Buch mit,“ sagte Hillgendorf, „in diesem Jahr werden schon genug Frauen auf ihre Männer warten, von denen sie nie etwas hören werden.“ Er wandte dem Grauen des Todes den Rücken, und Erich merkte, daß der einfache, stille Mann wohl an seine eigenen Lieben daheim dachte, als er das verschimmelte Buch mit den Schicksalszeichen der Toten hier zu sich steckte.

Sie waren noch stiller und noch nachdenklicher, als sie den Berg hinanschritten und sich mühsam ihren beschwerlichen Weg durch die nasse, nie betretene Wildnis bahnten. Beiden ging das eigene Schicksal durch den Sinn, das verborgen und ungekannt in diesem eisigen Meer auch auf sie warten mochte.

Sie suchten lange. Einen Platz, von dem ihre Signale auch dem Barbarossa sichtbar werden mußten, fanden sie nicht. Denn als der Nebel sich für kurze Zeit hob und eine rötliche Sonne sich schüchtern hervorwagte, zeigte es sich, daß die unnahbaren Schroffen, die über dem Kreuzer anstiegen, ihm ihren eigenen Posten verdeckten. Gleichwohl beschlossen sie, dort zu bleiben und dem Schiff die Nach-

richt mündlich zu übermitteln, wenn der Feind sich zeigen sollte. Der Kutter wurde noch am Mittag herbeigeholt und auf Hillgendorfs Befehl in möglichst weitem Abstand von dem Totenschiff auf Land gezogen. Der Offizier wollte nicht, daß die Leute sich ihm näherten.

Kein Feuer, dessen Rauch die Anwesenheit von Menschen auf dem Gipfel verraten hätte, wärmte die Fröstelnden. In Regenschauern, durch ein paar zusammengesteckte Zweige nur notdürftig geschützt, hielten sie zwei Tage die Wacht auf ihrem unwirtlichen, sturmumheulten Gipfel.

Der Abend des zweiten Tages war es, und die Sonne ging in der eiskalten Wasserwüste zu ihren Füßen unter. Da meldete der Posten Schiffe im Norden. Sie hatten nicht lange zu raten und zu deuten. Es war bald klar, daß es der Feind war, der dort rasch aus der See wuchs. In einer halben Stunde schon war das Geschwader auf der Höhe der Insel. Voran Torpedoboote und schnelle leichte Kreuzer, dann, im ungewiß scheinenden Lichte nur noch an den Umrissen deutlich zu erkennen, Schlachtschiff auf Schlachtschiff. Acht schwere Panzerkreuzer neuerer Bauart ohne die andern zählte Hillgendorf. Mit brennenden Lichtern und wehenden Rauchfahnen zog der stolze Feind, als wolle er im Bewußtsein seiner erdrückenden Übermacht jede List verschmähen, an ihnen vorüber. So dicht glitten sie an der Küste der Insel vorbei, daß Trommelwirbel und selbst menschliche Stimmen, vom Winde getragen, zu ihnen herüberdrangen. Dann verblaßte das alles ebenso schnell, wie es aufgetaucht war.

„Viele Hunde sind des Hasen Tod," brummte Hillgendorf, als die gewaltige Flotte, die England gegen die sechs deutschen Schiffe aufgeboten hatte, in schneller Fahrt den Eingang zur Magelhaesstraße zur Linken lassend, ihren Südkurs beibehielt. Es schien also gewiß, daß der Feind denselben Weg um das Kap nahm, den der deutsche Admiral nach dem Atlantic gewählt hatte.

Die Aufgabe der Barbarossaleute war mit dieser Beobachtung erfüllt. Sie kehrten, so rasch die Strömung es erlaubte, mit ihrer Meldung zum Schiff zurück, und sofort ließ der Kapitän die Anker aufnehmen. Er wußte von seinen früheren Südamerikafahrten her gut Bescheid in diesem Fahrwasser. Und so konnte der Barbarossa mit voller Kraft die Magelhaesstraße durcheilen. Im Morgennebel schon zog die Bucht vorbei, in der das einsame Punta Arenas liegt, und freundlich nach dem ewigen Düster des Inselgewirrs begrüßte dann, von einer schüchternen Sonne beschienen, der Atlantic das deutsche Schiff. Ruhig lag er da, als der Barbarossa den Falklandinseln zujagte, unablässig den Funkenspruch mit seiner Meldung vom Feinde dem Geschwader zurufend. Den Tag und die Nacht hindurch ging die Fahrt mit äußerster Maschinenkraft. In den ersten Stunden nach Mitternacht erhielt der Kapitän des Barbarossa den Bescheid, daß die Flotte seine Meldung erhalten habe und ihn östlich von Port Stanley in Sicht der Küste treffen wolle. Zugleich aber kam auch die Kunde, daß der Feind bereits dicht hinter der Flotte her sei, und so ließ auch van Appen klar zum Gefecht machen. Von der übrig gebliebenen Munition hatte der Hilfskreuzer noch den andern Schiffen abgeben müssen; drei Granaten nur steckten in jedem Geschoßkorb hinter den Geschützen. Jeder wußte sehr wohl, was das zu bedeuten hatte. Aber ruhig taten sie alle ihren Dienst. Die Sonne kam, kühl und klar, und jeder sagte sich, daß sie ihm vielleicht zum letztenmal schien. Dann, als im Westen eine schmale, düstere Küste auftauchte und, sieben Uhr mochte es sein, lauter und lauter fernhallender Donner über die glatten Wasser kam, da schlugen die Herzen höher und stolzer. Vor ihnen also tobte schon die Schlacht. Nur nicht zu spät kommen zum Gefecht, nur dem Feind noch an den Hals springen, mochte es zehnmal den Untergang der kleinen Flotte bedeuten!

Niemand sprach ein Wort. Brinken, nur ein wenig stiller, ein wenig in sich gekehrter als sonst, ging von Geschütz zu Geschütz

und schärfte den Leuten ein, keinen Schuß zu tun, der nicht gut gezielt wäre. Mittag war es, da meldete der Ausguck auf Backbord mehrere noch ganz kleine Rauchwolken. Aber niemand von der Mannschaft achtete darauf, denn eben passierte das Schiff eine gerade, in die See vorspringende Landzunge. Nun schwoll auch der Kanonendonner mächtig an, als käme er aus großer Nähe. Und da, als das Schiff in engem Bogen um die Landspitze flog und die bisher unsichtbare Ostseite der Insel gewann, kam von der Back, deren Mannschaft den Blick auf die dahinter liegende See zuerst frei bekam, erregtes Rufen: keine drei Meilen vor den Vordersteven des Barbarossa zog es vorbei, ein mächtiges, graues Schiff, schwer auf der einen Seite liegend und mit der letzten Kraft der havarierten Maschine auf das nahe Land zueilend. Der Großmast lag über Bord und schleifte im Wasser, und auf dem Hinterschiff war die Mannschaft verzweifelt bemüht, einer dort auflodernden Feuersbrunst Herr zu werden. Jubelnd erkannten sie die britische Flagge am Großmast des zu Tode getroffenen Schiffes. Jetzt war der Engländer unter die Steuerbordkanonen des deutschen Kreuzers gekommen, und wartend sahen die Artilleristen auf Brinken. Aber der dämpfte die Kampflust: „Der hat genug auch ohne uns." In diesem Augenblick kam vom Feinde herüber ein dumpfes Brausen. Erich, der mit dem Glase hinübersah, bemerkte, daß das feindliche Schiff plötzlich still stand, und daß von dem Anprall des offenbar auf die Klippen gelaufenen Fahrzeuges der Vordermast und der eine der Schornsteine vornüber fielen. Dann hüllte schwarzer Rauch den Briten ein.

Wo aber war das geflüchtete Schiff hergekommen? Sie sahen nach Norden, wo aus den vorher gemeldeten Rauchwolken jetzt drei noch winzige kleine Schiffsrümpfe geworden waren. Aber der Geschützdonner kam aus der entgegengesetzten Richtung. Bald löste sich das Rätsel: abermals sprang das Ufer hinter einer zweiten Landzunge im Süden zurück. Und auf der Höhe der weiten Bai,

die sich dort öffnete, sahen die Leute vom Barbarossa zwei lange Linien feuerspeiender Schiffe am Horizont nebeneinanderlaufen.

Unverzüglich hielt der Kapitän auf die beiden Flotten zu. Aber die Schiffe liefen dem Hilfskreuzer fort, und es dauerte lange, bis sie Näheres unterscheiden konnten. Dem Barbarossa zunächst, an der kleineren Anzahl der Schiffe schon von weitem kenntlich, lief die deutsche Flotte. Und als sie nahe genug waren, um das Admiralschiff zu erkennen, schnitt es ihnen bitter ins Herz: nach Steuerbord über lag der deutsche Panzer, und seine Masten, seine Aufbauten zeigten schwere Wunden. Aber noch schien es wie die übrigen kampffähig und wehrhaft, und gerade, als der Barbarossa ihm am nächsten war, sprachen seine Geschütze wieder ihre deutliche Sprache über die See. Ein Hurra grüßte auf dem Barbarossa das Führerschiff.

Drüben ballte sich an einem der englischen Panzer eine grüne Wolke, und als sie sich verzog, waren dort die Türme des Vorderdecks, die leichte Artillerie an den Seiten und die Bauten auf der Back wie mit einem riesigen Messer fortrasiert. Sie sahen nach den anderen deutschen Schiffen; die schienen weniger beschädigt als das Admiralschiff, und alle liefen mit offenbar unversehrten Maschinen.

Aber was war das? Während bisher bald anschwellend, bald leiser nur von den leichten Geschützen kommend der Donner der deutschen Kanonen ununterbrochen gegrollt hatte, schwieg er jetzt mit einem Schlage. Unheimlich war die Stille, und je länger diese Pause währte, desto quälender wurde sie den Leuten auf dem Barbarossa. War am Ende diese Salve die letzte gewesen, die die deutschen Rohre zu versenden hatten? Noch harrten sie voller schmerzlicher Spannung, da ging auf dem Scharnhorst Signal auf Signal hoch. Gleich darauf drehte der Barbarossa, offenbar einen ihm zugegangenen Befehl befolgend, nach Norden in die nämliche Richtung, aus der er eben gekommen war. Seltsam: nun schwenkten auch die übrigen Kreuzer von den beiden

schweren Schiffen, deren Geschütze noch immer schwiegen, ab und nahmen Nordkurs. Was in aller Welt ging dort vor sich? In diesem Augenblick erschien der Kapitän auf dem Achterdeck und trat zu Brinken, dem er ein paar Worte zuflüsterte. Und da, als Erich das tiefernste Gesicht seines Kapitäns sah und bemerkte, daß es feucht in seinen Augen schimmerte und sich seine Hände in Wut ballten, da wußte er, daß der Barbarossa den Befehl zur Flucht erhalten habe, daß der Admiral, der frohe leuchtende Held, sich opfern wollte für die kleinen, schwächeren Kameraden. Sie sahen nach Süden: von Geschossen umwettert der Scharnhorst mit rauchendem und offenbar brennendem Heck, so waren jetzt die beiden Panzerkreuzer nach Süden geschwenkt und jagten zum letzten Kampf heran an den Feind. Jetzt sprang dort dicht an einem der Briten eine Wassersäule empor, die nicht von einem fehlgegangenen Geschützschuß, die nur von einem berstenden Torpedo herrühren konnte. Noch einmal faßte eine letzte Hoffnung die Mannschaft, die vom Heck den verzweifelten Kampf ihrer Gefährten im Dunst über dem Wasser verschwinden und verblassen sah. Sie sollte bald wieder enttäuscht werden.

Mit Windeseile, wie er gekommen war, jagte der Barbarossa von dannen. Auf die andern ebenfalls vom Admiral aus der Schlacht fortgeschickten deutschen Kreuzer strebte der Kapitän, nach Nordosten haltend, zu. Aber da, als eben im Süden, wohin alle mit Tränen in den Augen und mit ohnmächtiger Wut schauten, die Silhouetten der kämpfenden Schiffe versanken, schoben sich plötzlich hinter jener Landzunge, um die der Barbarossa vor einer halben Stunde selbst gebogen war, drei große Fahrzeuge hervor. Aus dreimal fünf Schornsteinen kamen jene Rauchwolken, die man schon vorher gesichtet und in der Erwartung der Schlacht nicht beachtet hatte. Nun war es klar, daß der Feind es nicht bei seiner Übermacht bewenden lassen wollte, daß er noch mehr Streitkräfte aus dem Atlantic herbeigezogen hatte, um die deutschen Panzerkreuzer

völlig zu erdrücken. Mit gewaltiger Geschwindigkeit, wie Erich noch nie ein Kriegsschiff hatte fahren sehen, jagten sie daher, alle drei vom gleichen Typ, alle drei hoch hinauf gepanzert. Das linke Flügelschiff schien einen Augenblick auf den vorbeilaufenden Kreuzer zuhalten zu wollen. Dann aber schwenkte das Fahrzeug rasch wieder nach Süden ein. Offenbar hatte es den Barbarossa als ehemaligen Handelsdampfer erkannt und wollte sich erst den gefährlicheren Gegnern zuwenden. Verächtlich fast sah dieses schweigende Vorüberfahren der Briten aus. Aber nun schwoll auf der Stirn des Kapitäns, der noch immer auf dem Hinterdeck stand, eine dicke blaue Ader. Er eilte an das Telephon, das von dem Notruder zur Brücke hinaufführte, und gab eilends ein Kommando dorthin zum Wachthabenden. Gleich darauf legte sich unter dem Druck der raschen Schwenkung der Barbarossa auf die Seite, und in gerader Linie, dem feindlichen Geschwader den Weg verlegend, ging es auf die Briten zu. Die Artilleristen drüben mochten den deutschen Kapitän für wahnsinnig halten. Was konnte dieses kleine Fahrzeug mit seinen ungeschützten Wänden und seinen schwachen Kanonen ihren halbmeterdicken Stahlpanzern und ihren Riesengeschützen antun, von denen ein einziger Schuß es versenken mußte?

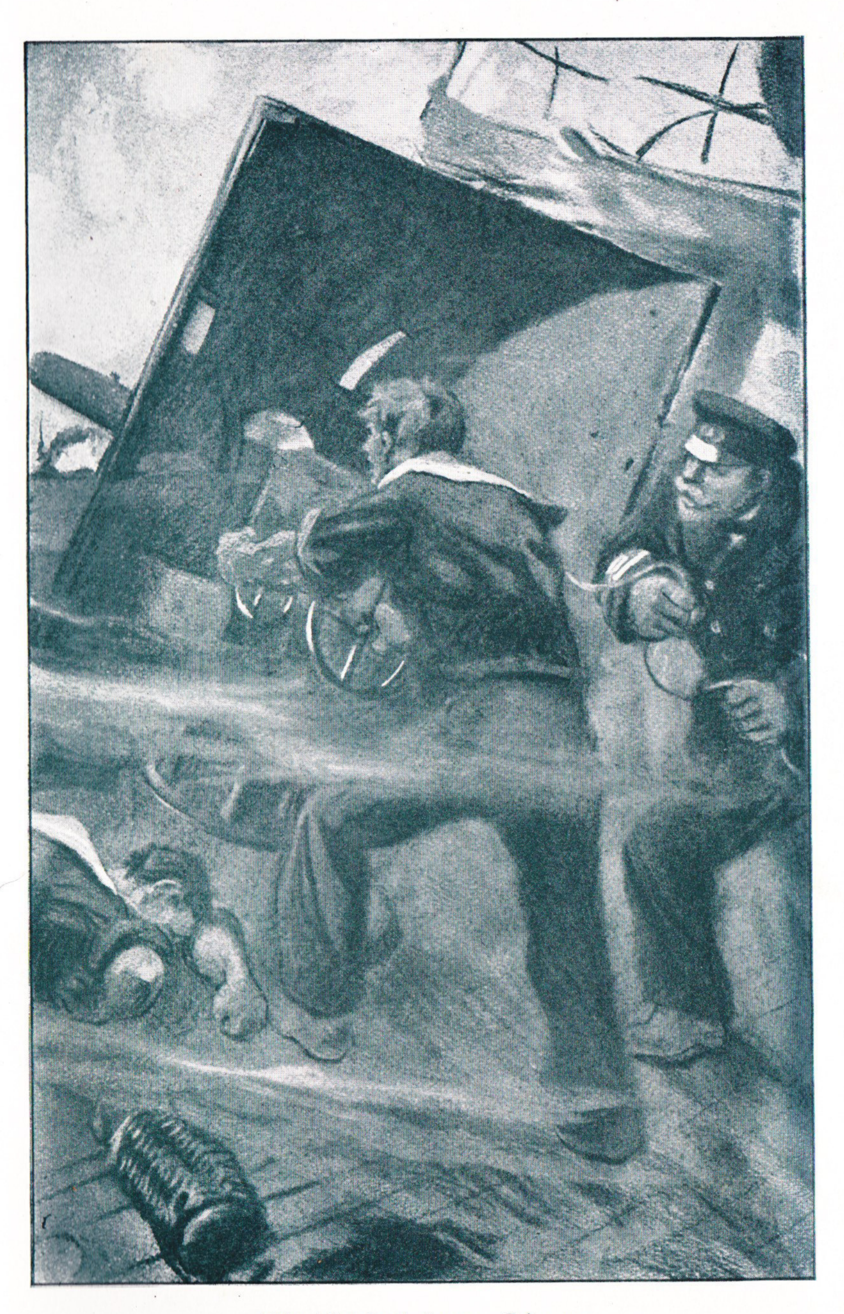
Und doch: sie mußten, ob sie wollten oder nicht, für ein paar Minuten sich dem Zwerge stellen, der dort herankam. Das deutsche Schiff bog so kurz ab, daß es ihre Fahrtlinie erreichte. Fünf Seemeilen betrug der Abstand. Jetzt mußten die englischen Kanonen das Schiff erreichen. Aber kein Schuß kam von drüben. Da neigte sich Brinken selbst über Erichs Geschütz. Der geringe Seegang erleichterte das Zielen, und gleich darauf flog die erste Granate dem am weitesten nach links liegenden Briten an den Kopf. Ein Freudenschrei erlöste die lange verhaltene Wut der Mannschaft auf dem Achterdeck. Gesessen hatte der Schuß, der erste Schuß an diesem Unglückstage. Rauch stieg drüben von der Brücke des Feindes auf, der nun selbst hergesaust kam wie ein Raubtier, das

von einer elenden Maus gereizt ist. Keinen an Bord aber erschreckte die gewaltige Stahlburg da drüben. In stummer Erbitterung neigten sie sich über die Geschütze, bedienten Verschlüsse und Richtmaschinen mit dem Grimm der Verzweiflung, die vor dem eigenen Ende noch dem Gegner die Kehle würgen will. Von der Back, vom Mittelschiff, überall krachte es jetzt. Und Brinken, der wieder beobachtend von Geschütz zu Geschütz lief, lachte hart auf: wieder saß, dieses Mal aus einer der Backkanonen kommend, drüben ein Treffer und krepierte im Mittelschiff. Alles andere, jede Rücksicht auf sich, auf irgend einen Menschen auf der Welt war auch vor Erich versunken. Mit demselben grimmigen Hohnlachen tastete er nach dem letzten Geschoß im Korbe hinter sich. Da aber, wie er den Verschluß unter den Griffen der Kanoniere klirren hörte, warf ihn eine fürchterliche, unerklärliche Macht zur Seite. Er sah, er hörte nichts, er fühlte nur seinen Hinterkopf hart auf den Kasten der Ruderkette aufschlagen. Dann erst war es ihm, als krachte unter dem fürchterlichen Knall, den er jetzt eben noch hörte, die ganze Welt auseinander . . .

Er verlor die Sinne auch jetzt nicht ganz. Er hörte vor sich, neben sich stöhnen; er spürte auch, daß ein entsetzlich erstickender Geruch ihm das Atmen unmöglich machte. Er reckte seine Glieder und fühlte, daß der Boden unter ihm feucht und warm und schlüpfrig war. Und dann, als sich die Wand von gelbem Nebel um ihn verzogen hatte, sah er, daß Brinken vor ihm lag, mit weit offenen starren Augen, und daß helles Blut aus der zerrissenen Brust des jungen Offiziers rann. Er richtete sich mühsam auf und mußte sich erst darauf besinnen, wie alles vorher gewesen war. Dann erwachte er ganz aus seiner halben Betäubung. Er sah sich nicht um auf dem eben noch sauberen Deck, das ihn jetzt wie eine wüste Rumpelkammer anmutete. Er sagte sich, daß die Granate von vorher wohl im Mittelschiff krepiert war, und daß nur einige Splitter bis zu seinem Geschütz geflogen sein mochten. Daß die

Maschinen des Barbarossa jetzt still standen, merkte er nicht; daß in der Gegend der Brücke gewaltige Dampfstrahlen zum Himmel fuhren, daß Brinken nicht der einzige war, den es von seiner Seite gerissen hatte, sah er nicht und wollte er auch nicht sehen. Die Wut war wieder über ihn gekommen, die Wut über den Feind, der jetzt seine Bogen um das Schiff zog wie eine Schlange, die ihre verwundete Beute umkreist. Allerlei Stimmen kamen von vorn. Er hörte sie kaum. Nur daß es noch von dort, von den Backgeschützen krachte, nur das merkte er, und das mahnte ihn wieder an seine Pflicht. Er sah sich wieder nach dem Geschoßkorb um und lachte wild auf: der Korb war leer. Richtig, sie waren ja nun wehrlos.

Er suchte, halb von Sinnen, nach irgend einer Waffe, nach irgend einer Möglichkeit, dem Gegner zu schaden. Da fiel sein Blick dahin, wo Brinken mit zwei Kanonieren von seinem Geschütz im Blute lag, und wo er selbst eben von dem Luftdruck des Geschosses hingeschleudert worden war. Da lag noch die Granate, die er in die Kammer des Geschützes hatte laden wollen, als der Barbarossa getroffen worden war. Er nahm sie zur Hand, er führte sie ein und drückte den Verschluß zu. Er überlegte so ruhig wie bei einer Schießübung, als er, der letzte Mann von seiner Kanone, nach der Richtmaschine tastete. Da beugte sich jemand zu ihm nieder. Flüchtig und teilnahmslos fast sah er hin. Es war der Kapitän, der während des Feuers auf dem Achterdeck geblieben und von den Splittern des Treffers vorher verschont worden war. Sie sahen sich kaum an und sprachen kein Wort. Sie wollten gemeinsam das Geschütz richten und sahen jetzt erst, daß sein Lauf hoch wie ein Mörser ins Blaue zeigte. Sie erschraken: das Deck stand, bisher hatten sie es nicht gesehen, ganz schief, und ihr Fuß fand auf der hart geneigten Fläche mit den Blutlachen kaum einen Halt. Und dennoch zerrten sie verzweifelt an den Hebeln der Richtmaschine, im heißen Zorn die Unmöglichkeit ihres Beginnens vergessend.



Mit Admiral Spee. Seite 142.



Hillgendorf kam heran, totenblaß, ein wenig taumelnd und die eine Hand blutüberströmt. Wie sonst legte er sie ruhig an die Mütze und meldete seinem Kapitän, daß das Feuer unter den Kesseln von dem eindringenden Wasser gelöscht sei, und daß der Barbarossa schnell sinke. Dann ging er, während die beiden weiter an ihrem Geschütz arbeiteten, nach hinten, sah zum Mast hinauf, an dem stolz noch immer die deutsche Kriegsflagge wehte, holte dann die andere, die hinten am Achterflaggenstock flatterte, nieder und barg sie mit zitternder Hand in seiner Tasche. Dann ging er nach vorn, und man sah ihn noch eine Weile, wie er alle Boote, die sich noch flott machen ließen, zu Wasser brachte und, offenbar von tödlicher Schwäche befallen, sich an die Aufbauten lehnte und die letzten Befehle gab.

Die beiden hinten an dem Geschütz sahen jetzt, daß der verhaßte Feind Boote aussetzte, um sich der Besatzung zu bemächtigen, die er ja doch bald vorfinden mußte. Da griff der Kapitän nach der Abzugsschnur, und hinaus über die See rollte der letzte Schuß, den der Barbarossa zu verfeuern hatte. Ganz wie es die Schießvorschrift befahl, wollte Erich eben das Rohr, obwohl er wußte, daß es bald auf dem Meeresgrund liegen würde, mit dem Wischer bearbeiten. Da kam ein Krachen von vorn und vom Mittelschiff. Als sie aufsahen, barst dort das Deck bei den Salonaufbauten splitternd auseinander. Das ganze mächtige Schiff schien in zwei Teile zu zerfallen, die sich in seiner Mitte gegeneinander neigten. Erich klammerte sich, er wußte nicht weshalb, an die Kanone. Da faßte ihn des Kapitäns Hand und zog ihn auf die Steuerbordseite, die in diesem Augenblick schon ganz nah über dem Wasser lag. Der Kapitän sprang zuerst hinab. Dann, halb mechanisch seinem Kommandanten gehorchend, folgte Erich.

Eiskalt war das Wasser, und er fühlte, daß seine Glieder bald erstarren würden, daß sein Schwimmen unmöglich lange währen konnte. In diesem Augenblick neigte sich das Deck vollends zum

Wasser nieder. Es war ein Glück, daß er schon weit genug fortgeschwommen war; denn nun kamen alle nicht festgenieteten Gegenstände, die keinen Halt mehr auf der senkrecht stehenden Fläche fanden, von oben und fielen ins Wasser. Eine Spritzergarbe überschüttete ihn und den Kapitän. Als er sich nach der Welle umsah, bemerkte er, daß neben ihm der Verschlag in die See gestürzt war, in dem der Barbarossa zu Friedenszeiten, als er noch ein Handelsschiff gewesen war, das Schlachtvieh für die Tafel der Passagiere mit sich geführt hatte. Auf diesen aus soliden Bohlen bestehenden Stall schwammen sie beide zu. Wohl sank er tiefer ins Wasser hinein, als sie sich hinaufschwangen, und sie wußten beide, daß ein wenig Seegang sie von dort oben herabholen mußte. Aber er trug sie, und wenn sie sich auf der schmalen Fläche des Daches zusammendrängten, so kamen sie mit dem eiskalten Wasser nicht in Berührung, solange die See eben still blieb. Mit vereinten Kräften rissen sie eine Planke von dort oben ab und ruderten mit einiger Mühe wenigstens aus der unmittelbaren Nähe des Barbarossa, der ihnen beim Sinken noch gefährlich werden konnte. Sie selbst waren keine 50 Meter von dem geborstenen, nun ganz auf der Seite liegenden Schiffe entfernt, da kam ein gurgelndes, schlürfendes Geräusch aus dem Innern. Mit einem gewaltigen Ruck, der eine hohe Flutwelle zu ihnen hinüber warf, kenterte der Kreuzer, wie ein riesiger Wal den Bauch nach oben drehend. Trümmer aller Art bedeckten die See. Nun sahen sie, wie aus dem Wasser eine Hand an dem dunklen Rumpf des Schiffes emporlangte. Mühsam, den Fuß erst in die Bullenaugen*) der Kabinen setzend, dann sich zum Schlingerkiel**) emporziehend, kletterte dort ein Mann bis oben zum Schiffsboden hoch. Jetzt wandte er sich. Die beiden er-

*) Bullenaugen, die runden Seitenfenster des Schiffes.

**) Der Schlingerkiel ist eine auf jeder Schiffsseite unter Wasser angebrachte, schräge nach unten gehende Eisenplatte, die das Schlingern des Schiffes mindern soll.



Mit Admiral Spee. Seite 145.



kannten Hillgendorf, der nun aus der Tasche die vorher geborgene Flagge zog und sie, weithin sichtbar, zum Feinde hinüberschwenkte. Die Sonne war aus dem Nebelschleier hervorgebrochen, der das sinkende Tageslicht bereits umgab, und grüßte den Letzten vom Barbarossa.

Von den feindlichen Booten, die heranruderten, kamen Rufe der Bewunderung herüber. Und die Leute, die dort an den Vordersteven standen, entblößten wohl auch das Haupt vor dem tapferen Feind. Dann schwankte der todwunde Mann oben plötzlich und fiel, von der letzten Kraft verlassen, vorn über. Auf den Kiel des sinkenden Kreuzers geworfen, lag er regungslos da. Höher und höher war indes die Flut gestiegen, und nun sank schnell auch der letzte Teil des Rumpfes, der noch über Wasser geblieben war, den toten Helden mit sich hinabziehend.



Neuntes Kapitel.

Die beiden Schiffbrüchigen.

Von Strandräubern aufgefischt. — Der Überfall der Piraten. — Ein Kampf um Leben und Tod. — Von einem Holländer aufgenommen.

Tränenden Auges hatte Erich das alles mit angesehen. Mit Mühe hatte der Kapitän ihn davon zurückgehalten, nach dem Rumpf des Barbarossa hinüberzuschwimmen und dem armen Hillgendorf, der ja doch nicht zu retten war, eine Hilfe zu bringen, bei der der junge Unteroffizier doch unfehlbar von dem Strudel des untergehenden Schiffes erfaßt und in die Tiefe gezogen worden wäre. „Laß sein, mein Jung," hatte er ihn getröstet, „laß sein! Dem hilfst du doch nicht mehr, und Deutschland braucht noch immer Männer." Damit hatte

er ihn dicht auf die Dachbretter des Stalles niedergedrückt; denn die Engländer hatten sich der Unfallstelle genähert, und der unverzagte Kapitän dachte nicht daran, sich ohne weiteres gefangen zu geben. Mit Befriedigung sah er dagegen, daß anscheinend der größere Teil seiner braven Mannschaft gerettet worden war. Denn von den zwanzig Booten, die der Barbarossa mit sich führte, fuhren nicht weniger als zwölf bis auf den letzten Platz besetzt auf die Engländer zu. Übrigens schien der Feind, als er die Fahrzeuge sah, sich mit weiterem Suchen nicht aufhalten zu wollen. Man nahm drüben die deutschen Boote ins Schlepptau und fuhr nach dem Kreuzer zu, der bald darauf mit voller Kraft Kurs nach Süden aufnahm, wohin die andern Schiffe des Geschwaders schon während des Kampfes ihres Kameraden mit dem Barbarossa weitergeeilt waren. Offenbar wollten sie noch unter allen Umständen in das Gefecht mit den schweren Kreuzern im Süden eingreifen.

Dort unten war alles still geworden. Den Lärm des letzten Ringens von Scharnhorst und Gneisenau hatte man auf dem Barbarossa während des eigenen Todeskampfes überhört. Was das Schweigen jetzt zu bedeuten hatte, wußten sie beide, und keiner fragte den anderen danach. Die Sonne war gesunken, und ein friedlicher Mond zog herauf. Noch immer trieben die Trümmer des gesunkenen Schiffes in der Strömung neben den beiden. Und einmal, als eine kurze Welle eine Planke in die Nähe des Stalles schob, war es Erich, als habe er dort eine im eisigen Wasser erstarrte Hand bemerkt, die sich im Todeskampf noch an das Holz geklammert haben mochte. Aber das alles war im nächsten Augenblick wieder verschwunden, und der Tag hatte ihm des Schrecklichen so viel gebracht, daß er nicht weiter an dieses Bild dachte.

Der Kapitän brach zuerst das finstere Brüten, in das beide versunken waren. „Ja, mein Jung, da hilft kein Trauern, wir müssen sehen, daß wir uns aus der Geschichte ziehen und, wenn wir Glück haben sollten, uns durchschlagen. Aber, was zum Teufel ist das?"

Ein heller Schimmer kam von Westen über die See. Er kam von einer riesigen Fackel her, die dort am weit entfernten Strand brannte. Erst jetzt bemerkten sie, daß eine Strömung den Stall nach Norden getragen hatte, zurück hinter jene Landzunge, an der am Morgen der Barbarossa den schwer beschädigt auf den Strand laufenden Engländer gesichtet hatte. Dumpfe Schläge wie von großen Explosionen kamen noch immer von dort her, und grimmig lachte der Kapitän auf. Da drüben brannte das feindliche Schiff, da lernten am Abend ihres billigen Sieges englische Seeleute noch einmal erkennen, daß ihre übermächtigen Schiffe auch die deutsche Minderzahl nicht ungestraft niederringen konnten.

Plötzlich duckte sich der Kapitän und gab seinem Kameraden ein Zeichen, sich still zu verhalten. „Hast du nichts gehört?" flüsterte er Erich zu. Der lauschte in die stille Nacht hinaus. Jetzt war es auch ihm, als habe er wirre Laute menschlicher Stimmen und das Plätschern eines rudernden Bootes gehört. Dann zog im blassen Mond ein dunkler Schatten über das Wasser hin, und deutlich unterschieden die beiden jetzt einzelne Worte. Sie atmeten auf; was sie hörten, hatte spanisch, nicht englisch geklungen, bedeutete für sie also vielleicht die Rettung.

„Soll ich nicht winken?" fragte Erich.

„Laß es lieber einstweilen bleiben. Weiß Gott, was es für Gesindel ist, das hier das Schlachtfeld absucht. In jedem Fall will ich erst zu hören versuchen, was die Leute eigentlich sprechen."

Aber in diesem Augenblick brach der Mond vollends durch den leichten Schleier und beleuchtete grell die ruhige See. Nun glitt es vorsichtig auf den treibenden Stall zu und „Inglès"?*) fragte eine leise Stimme aus dem düsteren Boot, das sich jetzt dicht herangeschoben hatte. „No," brummte van Appen, „Aleman!**). Verflucht!" setzte er mißmutig hinzu, „das scheinen ja ganz besonders angenehme Leute zu sein."

*) Englisch? **) Nein, deutsch.

Aber nun war es zu spät. Denn sofort langte ein Bootshaken nach dem Stall herüber und zog ihn fest an das dunkle kleine Fahrzeug. Drei Männer saßen dort; und jetzt schien es auch dem arglosen Erich, daß sie von dem Regen in die Traufe gekommen seien. Denn die drei halbnackten braunen Kerle hatten schon allerlei gestohlenes Gut vom Barbarossa vor sich im Boot liegen; und es waren wilde Gesichter, die nun der Mond beleuchtete.

„Paß gut auf," raunte der Kapitän seinem Gefährten zu, „allem Anschein nach sind es Eingeborene von den Falklandinseln und kaum etwas anderes als Leichenräuber." Damit stieg er hinüber ins Boot. Erich folgte. Sie saßen kaum auf der vordersten Bank, da begannen die beiden an den Riemen, ohne auch nur mit einem Wort nach den Wünschen und Absichten der Deutschen zu fragen, in einer offenbar vorher verabredeten Richtung zu rudern. Dann beugte sich der dritte, der das Boot steuerte, über seine Spießgesellen hinweg zu den Deutschen und „Moneda, piloto*)!" flüsterte seine begehrliche Stimme in einem Spanisch, das zu dem wilden Aussehen der drei durchaus paßte. „Non tengo**)" sagte der Kapitän sehr kühl und zog seelenruhig die Pistole aus der Tasche. Schweigend ging der Kerl ans Ruder zurück und legte das Boot in eine andere Richtung herum.

„Die Kerle werden uns ans Land setzen, wenn wir ihnen nichts geben," flüsterte der Kapitän. Er durchsuchte alle Taschen, fand aber nichts. Und die Summe, die Erich in seinem Brustbeutel trug, war so gering, daß es sich nicht erst lohnte, sie den drei anzubieten.

Sorgenvoll sah der Kapitän nach Westen. „Dort drüben," sagte er, „muß in der Bucht Port Stanley liegen. Dort wimmelt es von Engländern. Und wenn die Kerls uns dort nicht ausliefern, machen sie uns vorher kalt, wie sie andere sicher schon kalt gemacht haben. Da!" Er hob eine nasse Matrosenjacke in die Höhe. Einem

*) „Geld, Steuermann!" **) „Hab keins."

armen Schiffbrüchigen mochten sie sie ausgezogen haben, der ihnen allein in die Hände gefallen war.

Plötzlich, ohne daß sie nur ein Wort gewechselt hatten, hörten die beiden an den Riemen mit dem Rudern auf und gingen zu dem Mann hinten, mit dem sie leise eine Weile tuschelten. Dann wurde ein elendes Segel am kurzen Mast gesetzt, und gleich darauf legte sich das Boot wieder herum, so daß sich das Tuch unmittelbar vor den beiden Deutschen blähte, ihren Augen das Tun und Lassen der drei Strolche verbergend.

„Jetzt geht's los," sagte der Kapitän, „ich kenne dieses Gauner=manöver. Die Herrschaften wollen unter sich sein und dann plötzlich im geeigneten Augenblick hinter ihrem Vorhang auftauchen. Paß um Gottes willen gut auf!" Aber Erich konnte nur mit der äußersten Mühe gegen die tödliche Ermattung, die ihn nun nach allen Ereig=nissen des furchtbaren Tages befiel, ankämpfen; und der Kapitän mußte ihn immer wieder aus dem Halbschlaf emporrütteln. So verging wohl eine volle Stunde, während der das Boot in leichter Brise auf die Küste zulief.

Plötzlich wurde des Kapitäns ganz auf das Segel und auf dessen unteren Rand gerichtete Aufmerksamkeit einen Augenblick abgelenkt. Im Süden, wenige Striche nur nach Osten liegend, standen zwei große, hell leuchtende Lichter, ein rotes und ein grünes.*) Und da die weiße Toplaterne nicht zu sehen war, so sagte sich der Kapitän, daß es wohl einer von den vielen großen Seglern sein mußte, die diese Gewässer durchfahren, wenn sie von der süd=amerikanischen Westküste kommen. Eben dachte er, daß das Boot nach den Laternen zu urteilen, ziemlich genau im Kurs des Schiffes liegen müsse, und einen Augenblick spannen sich seine Gedanken,

*) Ein Dampfer führt außer der roten Positions(Seiten=)laterne auf Back=, der grünen auf Steuerbord noch eine weiße im Top des Fockmastes, während die Segler außer den beiden Positionslaternen kein weiteres Licht führen dürfen.

die sich an diese Hoffnung knüpften, so weit aus, daß er es unterließ, auf seine unheimlichen Fährleute zu achten. In diesem Augenblick tauchte geräuschlos unter dem Rande des Segels eine dunkle Gestalt auf, und gleich darauf sauste es durch die Luft. Das Ende des einen der Riemen schlug nach des Kapitäns Kopf. Aber schon war er auf den Überfall aufmerksam geworden, und blitzschnell streckte er den Arm vor, den furchtbaren Hieb parierend. Er fühlte einen heftigen Schmerz. Der Arm, der den Hieb aufgefangen hatte, und nun nach der zu Boden gefallenen Pistole suchen wollte, versagte den Dienst. Rasch stieß er mit dem Fuß an den inzwischen wieder halb eingeschlafenen Kameraden. Er neigte sich und tastete, den Schmerz im Arm nicht achtend, mit der Linken nach der entfallenen Waffe. In dieser Stellung traf den Kapitän ein zweiter Hieb, so daß er lautlos zu Boden sank.

Nun aber war Erich aus seinem Halbschlaf vollends aufgeschreckt. Den zweiten gegen den Kapitän geführten Streich und sein Niedersinken hatte er schon mit wachen Sinnen gesehen. Die Waffe war vorher gerade auf seine Füße gefallen. Wohl hatte er sie sofort dem Kapitän zureichen wollen, aber der hatte es offenbar nicht bemerkt und war so wehrlos niedergestreckt worden. Um den Regungslosen konnte er sich zunächst nicht kümmern, denn eben tauchte wieder hinter dem wild hin und her schlagenden Segel des aus dem Kurs gekommenen Bootes ein dunkles Gesicht auf. Der erste der Kerle, dessen Riemenschlag vorher den Kapitän getroffen, holte eben von neuem mit seiner Waffe aus, da hatte er Erichs Kugel in der Brust und fiel nach vorn über den besinnungslosen van Appen. Sofort legte der junge Unteroffizier auf den zweiten an, der eben von der Hüfte, wo es die spanischen Schiffer zu tragen pflegen, das krumme, haarscharfe Messer riß. Aber der Selbstlademechanismus der Pistole mußte durch den Aufenthalt im Wasser gehemmt worden sein: die Waffe versagte. Ohne sich lange zu besinnen, schleuderte er sie dem Kerl mitten in das dunkle Gesicht,

daß er laut aufheulte und im wütenden Schmerz die Hände vor die Augen legte.

Erich erwartete den dritten Angreifer. Nur das kurze Seitengewehr blieb ihm jetzt als Waffe. Aber dem letzten schien doch die Lust vergangen zu sein. Als das Boot wieder in den Wind zu treiben begann und der Baum des Segels sich mit einem Ruck, der ihn beinahe über Bord geschleudert hätte, herumwarf, sah Erich den dritten, wie er mit den Händen fuchtelnd auf seinen zu ihm geflüchteten Kameraden einzureden versuchte. Kein Auge ließ der junge Deutsche von den beiden Kerlen. Mit dem Entermesser in der Hand beobachtete er jede ihrer Bewegungen. Nach dem Kapitän zu sehen, den er leise zu seinen Füßen stöhnen hörte, wagte er nicht. So vergingen bange Minuten.

Plötzlich sah Erich, daß der Mann am Ruder das Boot eilends vor den Wind zu bringen suchte, und gleich darauf hörte er wirre Stimmen. Dann warf der Mond einen Riesenschatten über das Wasser und über das jetzt schnell dahinschießende Boot. Einen Augenblick wagte Erich sich umzuschauen. Und jetzt erst bemerkte auch er das mächtige Schiff, das durch den Lärm und den Schuß auf das Boot aufmerksam geworden war und sich gerade so neben das kleine Fahrzeug legte, daß es ihm mit seinem mächtigen Rumpf den Wind aus den Segeln nahm. Drei Minuten später lag ein Boot neben dem der drei Räuber, und ein blinder Schuß bedeutete den Insassen, daß es sich empfehle, keinen Widerstand zu leisten noch die Flucht zu versuchen. Waffen leuchteten im Laternenschein auf, und Stimmen klangen Erich ins Ohr, die ihm seltsam heimatlich vorkamen.

Es bedurfte keiner langen Erklärung. Die Leute von dem Segler, die am Morgen in Port Stanley von der Schlacht gehört hatten, übersahen sofort, was geschehen war, als sie die zerlumpten Räuber im Boot und die durchnäßten Uniformen der beiden Deutschen erblickten. Einer von ihnen kam herüber und befestigte

das Schlepptau am Bugring des Fischerfahrzeuges. Dann zog er es mit seinen Insassen zu dem wartenden Segler. Vorsichtig brachte man den bewußtlosen Kapitän an Bord. Auch die Strolche mit ihrem kein Lebenszeichen mehr von sich gebenden, anscheinend auf den Tod verwundeten Kameraden mußten folgen.

Seeleute fühlen, was sie der Not unglücklicher Kameraden schuldig sind. Keine Frage behelligte heute Erich, der sich mit dem Kapitän des Schiffes um van Appen bemühte. Aus Seenot und Räuberhand waren die beiden schiffbrüchigen Deutschen gerettet.



Zehntes Kapitel.

Nach der Heimat.

Auf dem Krankenlager. — Von einem französischen Torpedoboot angehalten. — Ein deutsches Unterseeboot als Retter. — Ein Gelöbnis. — Wieder zu Hause. — Der Marinefähnrich.

Die holländische Bark Persimon war mit Salpeter von Iquique nach Amsterdam bestimmt. Es war ein ganz modernes Stahlschiff, das seine regelmäßigen Südamerikafahrten in kaum längerer Zeit zurücklegte als die Frachtdampfer derselben Route. Der Kapitän, der mit seiner rundlichen Gestalt und seinem rosigen Gesicht gar nicht wie ein Seemann aussah und doch einer war, wie es wenige heute gibt, war weit und breit wegen seiner raschen Sturmfahrten bekannt. Als am Tage nach der Schlacht Kapitän van Appen, dem man in der Lotsenkammer der Bark sein Krankenlager aufgeschlagen hatte, erwachte, gab es ein frohes Erkennen. In früheren Jahren, als der Deutsche noch regelmäßig nach Südamerika fuhr, hatten sie sich oft in Valparaiso getroffen.

Van Appens Verletzungen erwiesen sich als ernst, aber nicht weiter gefährlich. Der erste Schlag hatte den vorgestreckten Arm aufgerissen, der zweite wohl die dicke Kopfhaut durchtrennt, aber dem soliden Friesenschädel nichts anhaben können. So war es bei einer leichten Gehirnerschütterung geblieben, von der der Kapitän sich bald erholte. Am nächsten Tage schon konnte an seinem Lager der Holländer mit Erich und den im Hellegat*) untergebrachten Räubern ein Protokoll aufnehmen. Das Resultat war, daß zwei der Leute noch am selben Tage in Eisen gelegt wurden. Der dritte, den Erichs Schuß im rechten Augenblick niedergestreckt hatte, entging diesem Schicksal. Noch in der ersten Nacht war er der schweren Verletzung — die Kugel hatte die Lunge durchbohrt — erlegen.

Am dritten Morgen sichtete der Persimon dann einen amerikanischen Dampfer, der nach Süden zu lief. Der Holländer drehte bei und bat durch Flaggensignale zu stoppen. Mit den beiden gefesselten Räubern, die er dort abliefern wollte, ließ der Kapitän sich hinüberrudern. Als er dann nach zwei Stunden ohne sie zurückkam, brachte er seinen beiden deutschen Gästen eine trübe Nachricht mit: der Amerikaner hatte die drahtlose Nachricht erhalten, daß auch die leichten deutschen Kreuzer den englischen Verfolgern erlegen waren.

Stumm saß nun Erich neben dem Lager seines Kapitäns, und Tränen rollten ihm über die Backen bei dem Gedanken, daß sie sich nun vielleicht als die Einzigen vom Geschwader der Freiheit erfreuten.

„Sei still, mein Jung," tröstete van Appen, „wir Kapitäne haben's ja alle vorher gewußt, als wir nach dem Tag von Coronel unsere Berichte über die verschossene Munition abgaben. Und ich sage dir, der Admiral wußte noch besser Bescheid als wir. Der hat gewiß keinen Augenblick daran gedacht, Deutschland noch

*) Hellegat, Schiffsraum unterhalb des Zwischendecks zur Aufbewahrung von Werkzeugen und Schiffsmaterialien.

einmal wiederzusehen. Kopf hoch, mein Jung! Wir beide müssen wenigstens sehen, daß wir nach Hause kommen. Wird auch nicht so leicht sein!"

Jetzt erst dachte Erich daran, daß neue Gefahren ihrer warteten. Denn in den europäischen Gewässern suchten die Engländer ja jedes Schiff nach deutschen Wehrfähigen ab. Aber als dann der Persimon nach einigen Tagen in den Südostpassat kam und nach den langen Wochen im nebligen kalten Süden die Sonne wieder warm auf das schöne Schiff und die beiden Heimatlosen schien, da kam auch die Hoffnung, Deutschland zu erreichen.

Es war eine herrliche Fahrt, so herrlich, wie sie nur auf einem Segler sein kann. Zwei volle Wochen stand das saubere Deck der riesigen Bark immer im gleichen Winkel zu der tiefblauen Flut des Ozeans. Und ruhig lagen die turmhohen Masten mit den gewaltigen Segelflächen am Winde, der immer in gleicher Stärke von Steuerbord kam und jedes Manöver überflüssig machte. Es waren wundervolle Wochen der Rast für die über alle Weltmeere verschlagenen deutschen Seeleute. Die Mannschaft dieses erlesenen Schiffes war nicht, wie es sonst wohl auf andern Handelsfahrzeugen der Fall ist, aus aller Herren Ländern zusammengewürfelt; sie bestand nur aus Holländern, und alle traten den beiden Deutschen ebenso liebenswürdig entgegen wie ihr Kapitän.

Auch die Äquatorzone mit ihren regnerischen Windstillen überwand der Persimon auf dieser Fahrt außergewöhnlich gut. In weitem Bogen durcheilte er den Nordostpassat, und ehe der letzte Januartag gekommen war, bewies der erste eisige West, daß man sich den europäischen Gewässern genähert hatte. Nun tauchte die Sorge für die beiden Deutschen auf, wie sie sich durch die blockierende Kreuzerkette der Franzosen und Engländer durchschlagen sollten. Der holländische Kapitän hielt eine Durchsuchung des Segelschiffes für wenig wahrscheinlich und riet ihnen, sich für den Notfall als Schweizer aus Buenos Aires auszugeben. Er selbst wollte gern

bezeugen, daß er sie als Schiffbrüchige eines im Herbst in den südamerikanischen Gewässern gesunkenen norwegischen Dampfers an Bord genommen habe.

Das Angebot des freundlichen Mannes, sie im Schiffsraum zu verstecken, wies Kapitän van Appen zurück. Er wollte dem Holländer keine Unannehmlichkeiten bereiten, die ihn erwarteten, wenn sie dennoch gefunden wurden; und dann wußte er aus der eigenen Erfahrung seiner Kaperfahrten, wie wenig sich bei der Durchsuchung eines Schiffes verbergen ließ.

Ein mürrischer Wintertag dämmerte herauf. Die beiden Deutschen standen auf Backbord und sahen nach Norden, wo eben der Leuchtturm von Lizzard, am Südwestende von England, sonst heimkehrenden Seeleuten das erste freundliche Wahrzeichen Europas, erschienen war. Da wurde auf Steuerbord ein Schiff gemeldet, das in rascher Fahrt auf die Bark zuhielt. Es war ein besonders schnelles Hochseetorpedoboot, das die französische Flagge führte und der Bark die Aufforderung zum Stoppen zukommen ließ. Ein kleiner brauner Offizier, allem Anschein nach ein Südfranzose, kam an Bord und ließ sich von dem Holländer die Luken öffnen. Außergewöhnlich lange suchte er herum, konnte aber beim besten Willen nichts finden. Im übrigen benahm er sich wie der unumschränkte Herr des Schiffes, spie ungeniert auf das Deck, das der Holländer und seine Offiziere wie die Diele eines Prunkzimmers von ihren Leuten respektieren ließen, schnauzte die Mannschaft an, kurz er erwies sich als ein besonders unangenehmes Exemplar seiner Nation. Die beiden in schweres Ölzeug gehüllten Deutschen, die so harmlos wie möglich über die Reeling lehnten, hatte er offenbar für Angehörige der Besatzung gehalten und sich nicht weiter um sie gekümmert.

Eben war er in die Kapitänswohnung gestiegen, um sich dort noch einmal die Papiere zeigen zu lassen. Unten hörte man ihn laut in dem überheblichsten Ton räsonieren. „Infamer Lümmel!“ sagte van Appen und spie verächtlich über Bord. „Infamer

Lümmel, wenn ich dir doch meine Meinung sagen dürfte!“ Er hatte kaum ausgesprochen, da fuhr er zusammen. Neben ihnen öffnete sich der Ventilator der Kapitänswohnung, und wie ihm jetzt erst einfiel, mußte jedes seiner Worte unten zu hören gewesen sein. Der Kapitän begann Plattdeutsch zu sprechen, um einen Holländer zu markieren. Aber es war zu spät. Wie von der Tarantel gestochen raste der Franzose aus der Kajüte heraus: „Qui a parlé allemand?“ schrie er und fuhr auf die beiden los. Der Holländer kam und gab die verabredete Erklärung von der Schweizer Staatsangehörigkeit seiner beiden Gäste. „Ah, Sie sind Schweizer,“ sagte der Franzose spöttisch, „nun, so sind wir ja Nachbarn. Ich stamme aus der Franche-Comté. Ich verlange gar keine Legitimation von Ihnen. Aber ich möchte so gern wieder einmal die Schweizer Nationalhymne hören. Singen sie, meine Herrn, singen Sie doch!“ Das war zu viel. Irgend etwas zu erfinden, dazu waren die beiden zu verblüfft und vielleicht auch zu ehrlich. Und so schwiegen sie finster. Nun war es mit der Haltung des Franzosen vollends aus. Die Augen traten ihm aus den Höhlen vor Wut, der Schaum stand ihm vor dem Mund, als er wie ein wütendes Marktweib auf die beiden einschrie: „Schweizer? Sie Schweizer? Dreckige Deutsche sind Sie, dreckige Deutsche, haben Sie verstanden?“

Solchen Situationen hielt die Ruhe Kapitän van Appens niemals stand. Wieder sah Erich blitzschnell die Ader auf seiner Stirn schwellen wie damals, als er den Barbarossa zum letzten Kampf an den Feind geführt hatte. Und im nächsten Augenblick lag der Franzose, heftig aus der Nase blutend, von einer ganz fürchterlichen Ohrfeige getroffen auf dem schneeweißen Deck des Holländers. Nun war es aus. In wenigen Augenblicken waren die Deutschen von dem französischen Begleitkommando, baumlangen normännischen Matrosen, die sich der würdelosen Haltung ihres Führers immerhin ein wenig zu schämen schienen, gefesselt. Der

Offizier konnte nicht einhalten mit seinen bösen Schimpfreden, und nun hörte Erich schlimme Drohungen von „Angriff von Zivilpersonen", von „Kriegsgerichten" und von „Füsiliertwerden". Sie mußten alles wehrlos über sich ergehen lassen. Sie ließen sich die Treppe zum Boot des Franzosen hinabführen und hörten, wie der geohrfeigte französische Offizier jetzt ihren liebenswürdigen Gastgeber anbrüllte.

Da wurde des Franzosen widerliches Kreischen plötzlich von einem sehr elementaren Ton unterbrochen. Als wäre eines der ungeheuren Tropengewitter über ihnen niedergefahren, so grollte es über die See. Als er auf das französische Schiff sah, tauchte vor Erichs Auge die Erinnerung auf, wie er zuletzt den Scharnhorst gesehen, als er ohne Kanonenschuß dem Engländer seinen Torpedo zusandte. Und wirklich: genau so hatte die Wolke ausgesehen, die sich damals an dem englischen Kreuzer aufgetürmt hatte. Just so verhüllte jetzt den Franzosen eine himmelhohe Rauchwolke, und einen Augenblick schien der Bug des Schiffes sich emporzubäumen. Hier aber war die Wirkung noch furchtbarer: das ungepanzerte Torpedoboot blieb nicht volle drei Minuten über Wasser. In wilder Hast sah man drüben das Maschinenpersonal aus dem Schacht zum Raum stürzen. Halb bekleidete Leute, die offenbar noch in den Kojen gelegen hatten, versuchten Boote klar zu machen. Nicht ein einziger schien dort seine Besinnung behalten zu haben. Wild schrie alles aufeinander ein. Und ohne daß ein einziges Boot zu Wasser gebracht worden wäre, legte sich das Schiff nach vorn über. Schreiend sprangen die Leute über Bord in die eisige See. Nicht einer wäre mit dem Leben davon gekommen, hätte nicht der Holländer, der offenbar sofort übersah, was geschehen war, gleich nach dem Torpedoschuß alle seine Leute an die Davits*) gerufen. Ehe noch das französische Schiff versunken war, hatte er seine Boote zu Wasser. Er selbst leitete die Rettungsmanöver, und

*) Davits, die drehbaren, mit Flaschenzügen versehenen Träger, in denen die Boote hängen.

einer nach dem andern von den Schwimmern wurde durch die Holländer geborgen.

Jetzt erst klärte sich für unsere beiden Freunde das Geheimnis dieses rätselhaften Vorganges. Wohl kannte Kapitän van Appen die Unterseewaffe. Aber daß ein deutsches Boot in diesen Gewässern, viele Hunderte von Seemeilen von seiner Operationsbasis, den Feind angreifen könnte, das galt noch vor dem Kriege als Unmöglichkeit. Nun war es aufgetaucht, das binsenschlanke Schiffchen. Das gewölbte Deck ragte kaum aus dem Wasser. Der schwere Deckel des Turmes öffnete sich, und gleich darauf erschien ein junger Offizier in der deutschen Marineuniform über dem Einsteigeschacht. Mit dem Sprachrohr rief er dem ersten Offizier der Bark, der an Bord geblieben war, seinen Dank für die Rettungsarbeiten hinüber. Er schien rasch wieder mit seinem Schiffchen in der Tiefe verschwinden zu wollen. Aber Kapitän van Appen, der sich schneller von seinem Erstaunen erholt hatte als Erich, dem das alles noch wie ein Traum vorkam, schwang sich rasch in der nächsten Strickleiter hoch. Dort oben stehend, begann er mit beiden Armen zu dem jungen Offizier in der Zeichensprache hinüberzuwinken, die in der deutschen Marine der Verständigung auf kurze Entfernungen dient. Sofort antwortete der Offizier. Aber vor der Hand bestand für das Unterseeboot keine Möglichkeit, die beiden aufzunehmen. Denn alle Boote der Bark waren noch auf der Suche nach den Franzosen. Zudem schien Eile geboten: am Horizont tauchten Rauchwolken auf, die für das deutsche Schiff einen neuen Feind bedeuten konnten. Noch einmal winkte der Offizier zu van Appen hinüber, dann verschwand er für eine Weile in dem Turm. Das Schiffchen, an dessen Deck jetzt keine lebende Seele zu sehen war, begann sich langsam zu bewegen und schob sich mit vorsichtigen Manövern näher an die Bark heran.

Dann erschien der Offizier wieder und mit ihm ein Mann mit mehreren Rettungsgürteln. „Es hilft nichts, wir müssen's versuchen," sagte van Appen und warf das schwere Ölzeug von sich.

Erich verstand ihn. Auch er machte sich zum Sprung in die See bereit. Noch einmal drückten sie dem ersten Offizier die Hand und trugen ihm Gruß und Dank an seinen Kapitän auf. Ohne den Franzosen zu beachten, dessen Wut seit der Torpedierung seines Schiffes plötzlich einer großen Sanftmut gewichen war, schwangen sie sich über die Reeling, und hinab ging die Reise in die mürrische See. Sie waren beide gute Schwimmer. Der Sprung von dem sinkenden Barbarossa war Erich in schlimmer Erinnerung. Aber am Ausgang des Kanals wärmt der Golfstrom auch im Winter das Wasser, und so fühlten sie ihre Glieder nicht so rasch erstarren wie damals. Es bedurfte nicht einmal der Rettungsringe, die man ihnen vom Kommandantenstand des Tauchbootes zuwarf. Nur die Leinen, die ihnen zugereicht wurden, kamen ihnen gelegen. Bald darauf kletterten sie, pudelnaß und in der kalten Luft jämmerlich frierend, zum Turm hinauf.

„Alle Achtung, Kapitän, Sie haben sich beeilt," begrüßte sie der Offizier. Er sah nach Osten, wo jetzt niedrige Masten aus den Rauchwolken auftauchten. Dann winkte er mit der Hand noch einmal nach dem Holländer hinüber. Als seine beiden Gäste hinabgestiegen waren, wurde der Turm geschlossen.

Gleich darauf begannen die Maschinen des Schiffchens wieder zu arbeiten. „Elektrisch fahren!" erging der Befehl an die Maschinisten. Der Petroleummotor, dessen Auspuff die ganze Zeit, während das Boot neben der Bark gelegen hatte, zu hören gewesen war, verstummte, und die elektrischen Maschinen, mit denen die Tauchboote unter Wasser fahren, begannen zu arbeiten. Unten standen die beiden noch immer zitternd und frierend und harrten in dem Gewimmel geschäftiger Menschen, von denen jeder bis zur letzten Kraft beansprucht schien, der Dinge, die da kommen sollten.

„Einen Augenblick, Kapitän, ich muß mir erst mal die Leutchen betrachten, die da kommen," klang aus dem Turm die Stimme des jugendlichen Kommandanten. Gleich darauf kam von allen

Seiten ein Rauschen und Gurgeln, wie Erich es damals gehört hatte, als der Barbarossa sank: dieses Mal bedeutete es etwas anderes. Die Tanks, der Doppelboden des Schiffes, füllten sich jetzt auf den Befehl des Führers mit Wasser. Unten beobachtete ein Mann den Zeiger, der den Wasserdruck und damit die Tauchtiefe des Bootes angab. Nun umgab sie tiefe, grüne Nacht, in der sofort die rötlichen Lichtkugeln der elektrischen Lampen aufleuchteten. Niemand konnte sich um die beiden kümmern, alles war in fieberhafter Bewegung und Eile. Bei der furchtbaren Enge des Raumes mußten sie sich fortwährend an die kalten Stahlwände drücken, um den geschäftigen Leuten auszuweichen, die stets einen Hebel zu bewegen, ihre Ölkannen zu handhaben, die tausend rätselhaften Zeiger zu beobachten hatten. Draußen polterten die Wellen gegen die Stahlwände, das Tosen und Brausen der starken Maschine übertönend, die den ganzen Raum des Schiffes auszufüllen schien, und um deren mächtiges Getriebe die Leute sich eben herumdrücken konnten. Eine eiskalte, entsetzlich mit ihrem Öl- und Maschinengeruch sich auf die frische Seeluft gewöhnten Lungen der beiden legende Atmosphäre erfüllte den winzigen Raum.

„Kommen Sie, Kapitän, hier oben gibt es allerlei Interessantes zu sehen," klang die Stimme des Kommandanten von oben. Sie stiegen die Treppe zum Turm in die Höhe. „Kommen Sie nur herein," nickte der Offizier Erich zu, der einzutreten zögerte. Da oben saß vor allerlei geheimnisvollen Apparaten der Kommandant und beobachtete durch das Periskop die Oberfläche der glatten See. Nach van Appen durfte auch Erich dort hinaufspähen. Ab und zu nur verdeckte eine See das klare Bildchen des Rohres, dessen Ende über die Wasserfläche nur wenig hervorragt und durch ein System im Winkel aufgestellter Spiegel dem Beobachter in der Tiefe alles übermittelt, was sich oben im Licht abspielt. Und in dem verkleinerten, mit seinen scharfen Linien der bewegten See fast wie eine zierliche Strichzeichnung wirkenden Gesichtsfeld er-

schienen jetzt wie ein lustiges Spielzeug Schiffchen auf Schiffchen, alle hintereinander mit winzigen Panzertürmen und Kanonen, die gar nicht wie mächtige Mordwerkzeuge ausschauten, in Wirklichkeit gewaltige Panzerschiffe, die dort in geschlossenem Geschwader die See abpatrouillierten. Offenbar war das Tauchboot ziemlich weit von ihnen entfernt, denn auf den Offizier schien die Nähe des Feindes keinen sehr großen Eindruck zu machen.

„Sehen Sie, das ist ärgerlich. Das ist, als wenn man auf der Jagd nach einem kapitalen Bock sucht und seine Patronen verschossen hat, wenn man ihn endlich findet. Seit acht Tagen habe ich nur lumpige Frachtdampfer und dann diesen Franzosen heute geschossen, und jetzt, wo ich nichts mehr für meine Rohre habe, müssen mir diese schmackhaften Panzer da oben vor die Flinte kommen. Gehen Sie jetzt nur, Kapitän, ich komme gleich nach, ich muß erst diesen Gemüsekähnen aus dem Wege fahren."

Sie stiegen die Treppe wieder hinab. Als sie unten im Raum angelangt waren, erschütterte ein mächtiges Krachen das Schiff, und es war, als würde das kleine Fahrzeug von einer unsichtbaren Faust ein wenig aus seinem Kurs geschoben. Offenbar war ein eiserner Gruß von den „Gemüsekähnen" nahe bei dem Boot in die See geflogen. Ein kurzer Befehl kam von oben, Hebel wurden gerückt, und gleich darauf kam wieder jenes Rauschen des eindringenden Wassers von den Wänden des Schiffes. „Hat nichts zu sagen, Kapitän," rief der Kommandant, „die guten Leute haben meinen Operngucker bemerkt und mir eins auf den Pelz brennen wollen. Ich bin nur ein bißchen tiefer gegangen, hat gar nichts zu sagen."

Das klang alles so gemütlich und so selbstverständlich, als spielte es sich nicht auf einem tausend Gefahren ausgesetzten Stahltaucher, sondern auf einer Segeljacht daheim auf der Weser ab.

Eine Weile ging es so tief unter dem Seegang, so daß die Wellen den zierlichen Bau des Schiffes nicht mehr erschütterten. Dann stieg der Offizier selbst die Leiter herab.

„Die Herrschaften werden ihre Freude haben. Es war eine englische Division, und ich habe noch gesehen, wie sie an der Bark stoppten. Jetzt werden sie schon wissen, was ich mit ihren französischen Bundesbrüdern inzwischen angefangen habe, und werden mich suchen. Das Vergnügen bleibt ihnen unbenommen.“ Er ging ihnen lachend nach seiner Kammer voraus.

Das war ein winziges kleines Loch. Und kalt war es hier ebenso wie im Maschinenraum. Ein schmaler Platz für ein unbequemes Lager, ein Stuhl vor einem niederzuklappenden Tisch, das war die ganze großartige Einrichtung. Papiere mit englischen und französischen Vermerken lagen auf der Platte vor einem kleinen Glase mit längst verwelkten Blumen, vielleicht irgend einem Andenken an den Heimathafen. Der Offizier klingelte. Dem Burschen, der erschien, gab er einen kurzen Auftrag, und bald kam der Matrose mit zwei trockenen Anzügen wieder.

„Wir wollen heute besonders verschwenderisch sein,“ sagte der Offizier und drehte einen Hebel. Bald erwärmte ein winziger elektrischer Ofen die kleine Kammer, in der eigentlich drei Menschen nur dann stehen konnten, wenn einer den anderen halb auf den Arm nahm.

Bald darauf hatten sie wieder trockene Kleider am Leib, und jetzt erst begann der Offizier zu fragen. Er wollte zuerst gar nicht glauben, daß wirklich zwei Gerettete von dem deutschen Kreuzergeschwader vor ihm standen, dessen Heldentaten nun schon vor Monaten in Europa bekannt geworden waren. Erst als Kapitän van Appen ihm die Papiere des Barbarossa zeigte, von denen einige die Unterschrift des heldenmütigen Admirals trugen, waren seine Zweifel besiegt. Still und nachdenklich wurde er, als er von dem Tode so manchen tapferen Mannes hörte, den er selbst gut gekannt hatte. „Tut nichts, Kapitän,“ sagte er dann, „tut alles nichts. Auch von uns hat mancher dran glauben müssen und wird es noch tun. Aber hören Sie zu!“

Und jetzt war es an den beiden, zu staunen. Jetzt hörten sie

von dem Untergang manches englischen Kriegsschiffes, von den Taten der kleinen grauen Boote. Und van Appen wollte es nicht glauben, daß bis zur Biskayasee hinab die kleinen Stahlzigarren die Schiffahrt überwachten und beunruhigten. Der Offizier lächelte. „Die guten Engländer glauben, daß wir irgendwo in der irischen See ein geheimes Depot von Benzin und Öl für unsere Motore haben. Sie können lange suchen. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen, aber Sie können versichert sein, finden werden die Briten keine Depots, weil keine da sind.“ Er lachte lustig und nahm den Haufen Papiere auf seinem Schreibtischchen zur Hand. „Sehen Sie her, das alles habe ich in den paar Tagen geschossen, die ich von Hause fort bin.“

Erstaunt blätterte van Appen in den Papieren der Handelsschiffe, die dem kleinen, noch nicht fünfzig Meter langen Fahrzeug zum Opfer gefallen waren. Und ein wenig eifersüchtig auf die zierlichen Schiffchen dachte er der eigenen Kaperfahrten über den Pazific und der schmäleren Beute, die der Barbarossa gemacht hatte. Sie erfuhren dann, daß das Boot selbst in der Irischen See gewesen war und nun für einige Tage nach dem Heimathafen zurückkehrte, um die Mannschaft ausruhen zu lassen und neue Vorräte einzunehmen. Mit dem Offizier verzehrten sie eine einfache Mahlzeit, alles kalt, denn kein Küchengeruch durfte auf diesen weiten Fahrten die Luft des Fahrzeuges verderben. Und dennoch war es nicht so ungemütlich in der kleinen Kabine. Als sie nach dem Essen mit dem Offizier einen Rundgang durch das Schiffchen machten, sahen sie wohl, daß dieses scheinbare Chaos von komplizierten Apparaten, von geheimnisvollen Schlauch- und Drahtleitungen, von sich drängenden Menschen, in deren Gewimmel immerwährend irgend ein Glockenzeichen des Maschinentelegraphen neue Bewegung brachte, daß das alles in Wirklichkeit nichts von Regellosigkeit und Wirrsal wußte, daß dieses ganze Schiffchen in ganz anderem Maße noch als das Torpedoboot, auf dem Erich den armen Brinken

kennen gelernt hatte, ein kompliziertes, aber mit der größten Regelmäßigkeit arbeitendes Uhrwerk war.

Einen und einen halben Tag fuhr das Boot nach Osten. Fast immer konnte es über Wasser bleiben, und nur selten mußte es, weil seine Munitionskammern ja erschöpft waren, irgend einem suchenden Torpedoboot der Feinde ausweichen.

Am Morgen des dritten Tages rollte gewaltiger Kanonendonner über die See. Zwölf Uhr war es, und das Boot lief über Wasser, da tauchten am Horizont fünf nebeneinander fahrende Schiffe auf. Als das Unterseeboot, jetzt unter Wasser sich heranschleichend, näher gekommen war, erkannte sein Führer eine ganze Division der neuesten englischen Panzerkreuzer. Van Appen, der durch das Periskop die Bewegungen des Geschwaders lange beobachtet hatte, wußte sehr bald, daß irgend etwas Besonderes beim Feinde vor sich ging. Das eine in der Mitte fahrende Schiff schien viel tiefer zu liegen und verriet durch seine unsicheren, schwankenden Bewegungen, daß seine Rudervorrichtung in Unordnung war. Auch an den andern zeugten verbogene Masten und Signalspieren schon aus der Ferne von dem eben überstandenen Kampf.

In aller Seelenruhe hielt der Führer des Bootes auf das Geschwader zu. Als er auf drei Seemeilen heran war, schienen die britischen Schiffe plötzlich zu stoppen. Und gleich darauf sahen sie, wie sie alle Boote aussetzten und sich um das Mittelschiff scharten. Mitten durch den Schwarm der feindlichen Boote glitt das Periskop des deutschen Schiffes hindurch. Es war klar, daß die Briten ihre ganze Aufmerksamkeit auf das schwer beschädigte Schiff in ihrer Mitte richteten. Furchtbare Risse klafften in dem Rumpf, Dampfstrahlen bewiesen, daß die Maschine schwer gelitten hatte. Das Tauchboot umkreiste den Panzer, um den Namen festzustellen. Aber überall, wo er einmal gestanden hatte, schien er von grauer Farbe übermalt worden zu sein. Offenbar hatte man beizeiten alle Maßnahmen getroffen, den Verlust des großen Kampfschiffes zu verheimlichen.

Eine Viertelstunde hatte sich das Boot in der Nähe der englischen Schiffe aufgehalten, da krachte es Schlag auf Schlag über die See. Und nun wurden sie Zeugen eines gewaltigen Schauspieles. Der beschädigte Brite, der die modernste Munition mit der furchtbarsten Sprengwirkung barg, war plötzlich ein entsetzlicher Vulkan geworden, aus dem die Explosionen in grünen und roten wie Raketen über den grauen Himmel jagenden Strahlenbündeln hervorschossen. Dann sahen sie schwere Panzertrümmer, Geschützteile, zentnerschwere Eisenmassen wie Spielbälle durch die Luft geschleudert. Mitten entzwei gerissen war plötzlich das Riesenschiff. Und während die See unter dem ausströmenden Wasser der geborstenen Kessel ringsum in Dampf gehüllt wurde, verschwand unter ohrenbetäubendem Zischen der Koloß in die Tiefe. Da sahen die beiden Letzten vom Barbarossa froh einander an. Die Vernichtung der kleinen deutschen Auslandsflotte war wieder an einem Feinde gerächt.

Als dann nach einigen Stunden Helgolands kantiger Fels, die erste Vorburg deutscher Erde, auftauchte, da verbargen sie die gewaltige Bewegung, die sie ergriff, in ihrem Innern und drückten sich stumm die Hand. Und jeder von ihnen wußte, was dieser Händedruck bedeutete: an ihrem Teil zu kämpfen, bis für jeden der gefallenen Kameraden zwei Briten hinuntergeschickt wären auf den Meeresgrund. — — —

* * *

Und nun bliebe noch zu erzählen von jenem eiskalten Februarabend, als die Windfangtür des alten Bremer Kaufmannshauses an der Weser sich plötzlich öffnete, daß der Wintersturm in das Treppenhaus heulte und die alte Hausmeisterin dachte, daß wohl die Seele des toten jungen Herrn durch das Haus strich, der draußen fern in der See irgendwo im Süden versunken war, wie alle glaubten.

Aber dann war mit diesem Windstoß außer der Seele auch der Leib dieses Totgeglaubten die Treppe hinaufgestiegen, frisch und gebräunt, gesund und heil, und um vieles reifer und männlicher als Erich Karsten, der Junge, der sie vor zehn Monaten hinabgegangen war. Was Herr Karsten, der Vater, der schon seinen Sohn ganz still, ohne sein Herzleid jemandem zu offenbaren, betrauerte, inzwischen durchgemacht hatte, davon soll hier nicht erzählt werden.

Er hat übrigens den Sohn nicht lange bei sich behalten dürfen und am Ende auch nicht zurückhalten wollen. Denn als Erich nach kurzen vier Wochen wieder hinauszog, hat der Vater seinem Willen, dem im fernen Osten begonnenen Dienst bei der Waffe treu zu bleiben, keinen Widerstand entgegengesetzt. Er hat ihm die Hand gedrückt und hat im stillen seinen Weg gesegnet wie damals vor jenen so weit zurückliegenden Monaten, als der Sohn zu friedlicher Fahrt hinausgezogen war.

Bald darauf saß der Marinefähnrich Karsten auf den harten Holzbänken der buchenbeschatteten Marineschule. Das Beste freilich für seinen Beruf brachte er schon mit: die Erfahrung, daß am Ende nicht Sextant und Logarithmentafel, sondern Wagemut und Unerschrockenheit die See beherrschen.

Van Appen aber zog gleich hinaus zu neuen Taten auf eines der Panzerschiffe, die die deutschen Strommündungen bewachen.

Sie waren die Einzigen von dem tapfern Barbarossa, die nach dem Untergang des Schiffes noch den Krieg in Europa sahen. Und beide haben die Rache nicht vergessen, die sie einst dem Andenken so vieler guten Kameraden gelobt hatten.

▽ ▽

Erzählungen aus dem Weltkrieg 1914/15.



Der jüngste Rekrut

Erzählung aus den Kämpfen in Flandern

Von **Wilhelm Momma**

Mit sechs Vollbildern. Eleg. geb. Mk. 3.50

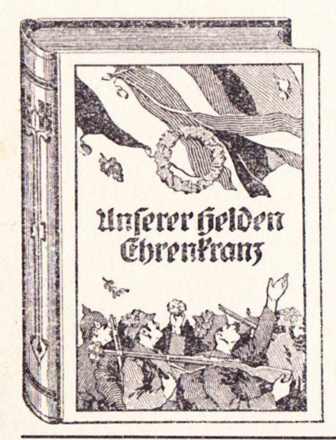
Drei Landwehrmänner finden sich mit zwei Kriegsfreiwilligen in einer rheinischen Garnisonstadt zusammen und schließen ein Schutz- und Trutzbündnis gegen die Nöte und Gefahren des Krieges. Nach einer fröhlichen Fahrt über den Rhein in Feindesland kommen sie schließlich nach Flandern, wo sie die furchtbaren Kämpfe um Ypern mitmachen, die auch in den Kreis der fünf eng verbundenen Freunde recht fühlbare Lücken reißen. Diese Abschnitte bilden den Glanzpunkt des Buches. Die Schilderung eines Sturmes auf die französischen Schützengräben und die Verteidigung einer kaum haltbaren Stellung in der Feuerlinie des Feindes sind wahre Meisterstücke packender Darstellungskunst und sichern dem Buche einen bleibenden Wert, wenn der Krieg längst beendet sein wird.

Die Steinbergs

Eine Erzählung aus der Zeit der Befreiungskriege von **Josephine Siebe**

Mit sechs Vollbildern. Eleg. geb. Mk. 4.—

Josephine Siebe, die begabte und warmherzige Schriftstellerin, hat den Knaben und Mädchen von 10—15 Jahren in der vorliegenden geschmackvoll ausgestatteten Jugenderzählung eine durchaus erfreuliche Lesefrucht dargebracht, die vermöge ihrer anschaulichen, herzlich schlichten und treuen Darstellung die Zeit vor und während der Befreiungskriege vor dem geistigen Auge der jungen Leser wieder lebendig werden läßt. Die Fabel ist einfach und klar, und jedem wird das Schicksal des jungen Raoul v. Steinberg ans Herz greifen, und er wird seinem leid- und freudevollen Lebensweg mit Interesse folgen. Es muß der Verfasserin hoch angerechnet werden, daß sie trotz aller Lebendigkeit der Darstellung sich nicht zur Ausmalung blutiger Schlachtgreuel herabließ, die die jugendliche Psyche ungünstig beeinflussen würden. So ist ihr Werk ein schönes, vornehmes Gedenkbuch geworden, ganz dazu angetan, ethische und ästhetische Momente in jungen Seelen fruchtbar zu machen. (Hamburger Nachrichten.)



Unserer Helden Ehrenkranz

Ruhmreiche Kämpfe und Taten deutscher und österreichisch-ungarischer Krieger im Weltkrieg 1914/15. Von **J. K. Ratislav**

Mit sechs Vollbildern. Eleg. geb. Mk. 3.50

Ein richtiger Ehrenkranz ist es, den der Verfasser mit diesem Buche unsern Helden gewunden hat. Es sind fesselnde Erzählungen von Heldentaten deutscher und österreichisch-ungarischer Krieger zu Lande, zu Wasser und in der Luft, ganz dazu angetan, dem heranwachsenden Geschlecht ein leuchtendes Beispiel wahrer Vaterlandsliebe zu geben und eine treffliche Schule der Charakterbildung zu sein. Einen besonderen Wert erhalten diese Erzählungen noch dadurch, daß in ihnen auch die technische Seite des Krieges berücksichtigt ist, die eine so ungeahnte Bedeutung in diesen Kämpfen erlangt hat. Der Verfasser hat mit diesem Buche dem Heldentum des deutschen und österreichisch-ungarischen Volkes ein unvergängliches Denkmal gesetzt, an dem sich noch spätere Geschlechter erfreuen und begeistern werden.

20,







